



SEMINAR
»ERLEBEN // ERFINDEN«
AUTOBIOGRAFIE & AUTOFIKTION

READER DES SEMINARS

LERNEN SIE DIE 10 AUTORINNEN KENNEN

Textproben unter www.literaturhaus-muenchen.de/reader



»ERLEBEN // ERFINDEN« AUTOBIOGRAFIE & AUTOFIKTION

VORWORT

Sich erfinden, sich befragen, sich (und seine Herkunft) erforschen, sich erzählen – mit der aus Frankreich nach Deutschland gekommenen Form der Autofiktion hat sich in den vergangenen Jahren das autobiographische Schreiben deutlich geweitet. Mal öffnet es sich soziologischen Fragen, mal erfindet es Möglichkeiten nicht gelebten Lebens. Geschichten und Geschichtsschreibung, Essay und Roman gehen in eins und reflektieren das Schreiben über sich aus verschiedenen Blickwinkeln.

Zum ersten Mal hat die Bayerische Akademie des Schreibens ein Seminar zu Autobiographie und Autofiktion ausgeschrieben. Wir hatten das große Glück, **JULIA SCHOCH** und **ANDREAS PASCHEDAG** vom Berlin Verlag für die Leitung zu gewinnen. Julia Schoch, die gerade selbst an einer autofiktionalen Trilogie arbeitet, hat mit vielen anderen Gästen ihre Erfahrungen geteilt. Zu ihnen gehörten Wolfgang Büscher, Sandra Hoffmann, Angelika Klüssendorf, Christine Koschmieder, Stefan Kutzenberger und andere.

Die hier vorgestellten Projekte loten die autofiktionalen Themen und Formen sehr unterschiedlich aus. Es geht um Migration, Herkunft, Vatersuche und Ich-Findung in der Mitte des Lebens, die Suche nach einer eigenen weiblichen Lebensform.

Der Reader gibt Ihnen Leseproben von all dem. Und die Möglichkeit, mit den Autorinnen direkt in Kontakt zu treten. Sollten Sie darüber hinaus Fragen haben, können Sie sich auch jederzeit an mich wenden.

Katrin Lange

VERENA BOOS

»UNEINDEUTIGE VERLUSTE«

Die Glaziologin Frieda will in den Schweizer Bergen eigentlich ein Buch über Gletscherarchäologie schreiben, stattdessen bedrängen sie Erinnerungen an den Vertrauensbruch ihres Partners. Die Liebe, in der sie sich angekommen glaubte, war vom ersten Tag an nicht das, was sie schien. Frieda verlor den Halt – und beinahe auch sich selbst. Ihr Aufbruch ist der zarte Anfang einer Rückkehr in die eigene Gestalt. »Uneindeutige Verluste« erzählt vom Ende einer Liebe. Verena Boos schlüpft dafür in die schützende Haut eines literarischen Alter Ego. Daneben eröffnet sie in kurzen naturkundlichen und essayistischen Passagen einen Dialog mit der eigenen Fiktion. Sie setzt ihr zerschlagenes Selbstbild neu zusammen und ihr Erleben in einen größeren Sinnzusammenhang. Sie beschäftigt sich mit wissenschaftlichen Erkenntnissen über Liebe und Verlust und spiegelt ihre persönliche Erfahrung in gesellschaftlichen Diskursen und den Werken von Rebecca Solnit, Daniel Schreiber oder Hartmut Rosa und anderen.

VERENA BOOS, 1977 geboren, beschäftigt sich mit Erinnerungsarbeit an den Nahtstellen von Literatur, Journalismus, Wissenschaft und Aktivismus. Studium der Soziologie und Anglistik, Promotion mit einer Arbeit über nationale Identitätsnarrative historischer Nationen. Ihr Roman »Blutorangen« (Aufbau, 2015) erhielt den Grimmelshausen-Förderpreis, den Debütpreis des Buddenbrookhauses sowie den Maracassens-Preis. Landesstipendium Baden-Württemberg während der Arbeit an »Kirchberg« (Aufbau, 2017) und 2018 Stipendiatin am LCB. Verena Boos lebt in Süddeutschland und leitet eine Jugendkunstschule.
E-Mail: verena.boos@posteo.de



LESEPROBE

»UNEINDEUTIGE VERLUSTE«

*

Die Gleichgewichtslinie eines Gletschers verläuft dort, wo er in Balance ist: wo gleich viel Eis akkumuliert wird wie schwindet. Diese Linie ist beweglich. Sie verlagert sich abhängig davon, wie viel Eis ein Gletscher in seinem Nährgebiet aufbaut und im Ablationsgebiet verliert. Sie wird am Ende der Schmelzperiode bestimmt. Unter der Gleichgewichtslinie beginnt die Zehrzone.

Mit einer energischen Bewegung zieht Frieda eine Armlänge Paketband vom Abroller. Vor ihr stehen zwei Umzugskisten, deren Raum sie maximal ausgenutzt hat. Darauf versteht sie sich: das Tetris-Spiel des perfekten Packens. Keine Ecke und keine Falte bleibt ungenutzt. Mit Sorgfalt macht Frieda die Pakete versandfertig, verstärkt den Boden und die Ecken, schließt die Eingrifflöcher. Sie schiebt die Kisten über die Schwelle ins Treppenhaus.

Ein letzter Kontrollgang, als ginge sie auf Expedition. Was sie in gewisser Weise tut. Drei Monate will sie fort sein, will Erkenntnisse sammeln, ordnen, zu einer Erzählung zusammenfügen. Eine Expedition überwiegend am Schreibtisch, mit nur sporadischen Ausflügen auf den Gletscher. Sie reist diesmal nicht in eine entlegene Ecke der Welt und wird alle drei Wochen nach Hause kommen, um ihre Lehrverpflichtungen in Form von Kompaktseminaren zu erfüllen. Ein schmaler Ordner mit den Scripts für jede Sitzung, sie muss die Unterlagen zur Vorbereitung nur nochmal überfliegen. Ihren Schreibtisch hat sie aufgeräumt, Analoges wie Digitales effizient organisiert, in den letzten Wochen sogar ihre Fresszettelwirtschaft halbwegs bewältigt und in einen digitalen Karteikasten eingespeichert. Zu allem anderen hinzu hat sie diesen Sommer über immens viel gearbeitet und vorgearbeitet. Nicht nur die Seminare, sondern auch die Nachlese der großen Konferenz im Juli und ein Artikel für GEO über Gletscherarchäologie und Klimawandel. Es gab unverhofft viel Zeit. Frieda reißt den vollgekritzelten Bogen von der Schreibtischunterlage und hinterlässt ihren Arbeitsplatz staubfrei und ohne eine einzige handschriftliche Spur. Als arbeitete an diesem Tisch ein anderes Selbst als jenes, das den Rest ihres Lebens lebt.

Das einsame Sofakissen hat sie aufgeschüttelt und ihm einen Handkantenschlag exakt in die Mitte versetzt, wie einst ihre Großmutter, sodass die Ecken nach oben stehen wie Ohröffel. Klare Kante in einer Welt, die sich auflöst. Hinter der Tür liegen Sportklamotten und Bergausrüstung auf einen Sessel aufgetürmt, allerdings sind die Herzstücke ihres Bestandes bereits im Auto. Die Pflanzen hat sie im Wohnzimmer zusammengetragen, damit Lis es einfacher hat zu gießen. Durch die Jugendstilornamente fällt das Morgenlicht in vielerlei Bunt. Frieda streicht mit dem Handrücken sacht über eines der prallen, beinah künstlich sattgrün glänzenden Blätter der Friedenslilie. Nur diese pflegeleichten Zimmerpflanzen hängen von ihr ab. Darauf läuft es hinaus: Zimmerpflanzen. Am Blattende lässt sie ihre Fingerspitze in der Luft schweben, es ist fast keine Berührung mehr und hält doch gerade noch Verbindung. Da ist eine Leichtigkeit, die sie überrascht.

Ihr Kühlschrank ist zu groß für eine einzelne Person und so gut wie leer. Er passt zur Wohnung. Genug Platz wäre gewesen. Das Gefrierfach auf Schulterhöhe enthält zwei Icepacks. Eine dicke Schicht Frost bedeckt die Rückwand. Frieda kratzt daran, bis sich ein scharfkantiger Kristall in die empfindliche Haut unter dem Fingernagel schiebt. Sie legt ihre linke Handfläche auf das Eiskissen, schiebt die Fingerspitzen durch das eingelegte Gitter. Die Kälte dringt durch die Haut, verbreitet sich durch die Handfläche und steigt in die feine Knochenstruktur des Handgelenks, wandert weiter durch die Muskulatur des Unterarms, durch Nervenstränge und Gelenke bis in den Kopf. Gehirnschmerzen, so nannte sie das als Kind, ob im Kneipp-Becken oder mit den Füßen im Schnee. Sie setzt die zweite Hand neben die erste, spürt die raue Eisoberfläche, die an der Wärme ihres Körpers glattschmilzt. Sie konzentriert sich darauf, wie die Luft durch ihre Nase einströmt, in den Kopf steigt, Lungen und Zwerchfell weitet, die Rippen, den Bauch. So möchte sie sein. Mit viel Raum zwischen den Teilen. Als sie die linke Hand vom Eis löst, ist da eine minimale Verzögerung. Ein spitzes, stechendes Ziehen in ihrer Handmitte, dort, wo die Haut zum Handballen hin dünn und zart ist und nicht von Schwielen geschützt.

Vier Tetrapacks H-Milch stehen noch in der Halterung. Von wegen Naturkind. Sie mag nun einmal H-Milch, und sie mag sie nun einmal kalt. Alle anderen Lebensmittel hat sie eingepackt für den Trip in die Schweiz, und auch H-Milch, einen ganzen Karton. Frieda dreht das Rädchen auf Null, legt einen Wischlappen vor den Kühlschrank auf die Fliesen. Zieht alle Einlegeböden heraus, stellt sie ins Spülbecken. Schlüpft aus den Schuhen, ohne die Schnürsenkel zu lösen, und hockt sich rückwärts in den leeren Kühlschrank. Zieht die Beine eng an die Brust und greift mit zwei Fingern in die Eierablage, um die Türe zu schließen.

Morphologie ist die Lehre von den Gestalten und den Formen, von den Organismen und ihrer Teile. Es gibt sie in der Sprachwissenschaft als die Lehre der Bauteile, mit dem Wort als der größten und dem Morphem als der kleinsten sinngebenden Einheit. In der Soziologie ist sie die Lehre von gesellschaftlichen Strukturen. Die Geomorphologie fragt nach den Formen und Gestaltungsprozessen (nicht nur) auf der Erde, nach Zusammenhängen und Wechselwirkungen. Darin ist als Disziplin enthalten die Gletscher- oder Glazialmorphologie: die Lehre von den Eisformen. Kenntnis von Bewegungsmustern der Gletscher, von Spalten und Séracs: gewaltige und zugleich höchst fragile Eistürme, allezeit einsturzgefährdet. Das Wissen um Nährgebiet und Zehrzone.

(...) Im Schüttstein liegen auf einem Teller sorgsam die Scherben ausgelegt. Die Bruchkanten sind so scharfkantig und so spitzwinklig, dass drei der Teile ohne Kitt zusammenhalten. Die anderen lassen sich exakt einpassen. Am oberen Rand und an einer Stelle, wo drei Bruchstücke sternförmig zusammentreffen, bleibt jeweils eine kleine Leerstelle. Eine Macke. Was hier fehlt, sind Teile so fein wie Gesteinsmehl. Frieda kocht sich einen frischen Kaffee, auch wenn sie das um diese Tageszeit nicht mehr sollte, und entpackt das Reparaturset auf der Wachstumstischdecke. Sie legt den Epoxidkleber, das Röhrchen mit Goldpulver und die notwendigen Utensilien für die Anwendung vor sich aus. Die Handschuhe legt sie beiseite. Sie arbeitet, wann immer es geht, mit den nackten Händen, mit Fingerspitzengefühl. Vielleicht wird sie einige Tage lang ihre Texte mit Goldstaub auf den Fingerspitzen schreiben. Die Anleitung überfliegt sie nur, sie weiß, im Wesentlichen, was zu tun ist: Scherben und Bruchstücke kleben und die Nahtstellen mit Goldlack sichtbar machen. Eventuell fehlende Teile werden mit einer Kittmasse überbrückt, in die Goldstaub, manchmal auch Silber oder Platin, gebunden ist. Die Goldverbindung hebt den Makel hervor und schätzt die Imperfektion, den Knacks, auch die Geschichte des Objekts. Das wiederhergestellte Stück ist nach der Reparatur mehr wert als zuvor. Seine Schönheit liegt nicht mehr in der Perfektion, sondern in der Versehrtheit und der unverwechselbaren Einzigartigkeit, in den Spuren des Zerbrechens und einer neuen Integrität. Mit der Präzision und Erfahrung der Archäologin beginnt Frieda ihre Arbeit, befreit alle Bruchkanten von Staub. Sie mischt eine kleine Menge Epoxiharz und Härter in einem roséfarbenen Plastik-Eierbecher, von dem sie hofft, dass es niemandes Lieblingsstück aus der Kindheit sein möge. Langsam rührt sie den Goldstaub ein. Fügt die Scherben

aneinander. Wischt überflüssige Lackpaste weg mit angefeuchtetem Finger, Goldstaub wandert über ihre Zungenspitze nach innen, in diesen Körper, den sie zuletzt als so fragmentiert erlebt hatte, dass sie sich fragte, wie diese Teile jemals wieder zusammenpassen sollten. Wo würde Lack reichen und wo bräuchte es richtig viel Füllmasse? Frieda arbeitet sich aus dem Nachmittag in den Abend, rührt neuen Kleber an, und als das Licht schwindet, knipst ein Teil von ihr, der gerade nicht am Tisch sitzt und selbstvergessen in eine Tätigkeit, und eine einzige nur, versunken ist, das Licht an. Es lässt die trocknenden Nahtstellen strahlen.

Eine glückliche Liebe ist eine gemeinsame Erzählung, schreibt Rebecca Solnit. Eine sich zersetzende Liebe erzählt zwei oder mehr widerstreitende Versionen dieser Geschichte. Und eine auseinandergefallene Liebe liegt wie Scherben um dich herum, wie ein zerbrochener Spiegel, von dem jeder Splitter eine andere Story erzählt. Du kriegst sie niemals wieder zusammen. Wer war sie noch, sie, Frieda, wenn sie sich so abhanden kommen konnte. Ihr war die eigene Lebenserzählung in diesem Jahr auseinandergebrochen, und sie glaubt noch nicht wieder daran, dass sich das mit ein wenig Goldlack kitten lässt.

Ein uneindeutiger Verlust ist ein Bruch in einer Beziehung, der physisch oder psychisch sein kann. Ein solcher ambiguous loss tritt ein, wenn ein Mensch verschwindet – spurlos oder im Kontext von Migration und Trennung –, aber in den Gedanken des anderen präsent bleibt. Ebenso kann sich ein Mensch psychisch verändern und abhandenkommen trotz bleibender körperlicher Anwesenheit, zum Beispiel bei Demenz, Depression oder Sucht. Jemand ist hier und zugleich nicht hier.

Aufgrund seiner Uneindeutigkeit findet ein solcher Verlust keinen Abschluss und sein Betauern kein Ende. Er ist inhärent offen. So viel Ambivalenz lähmt. Die Auswirkungen kommen depressiven Symptomen gleich. Er mündet in chronischen Kummer und disenfranchised grief: eine Form tiefer Trauer, die aber nicht gesellschaftlich akzeptiert, öffentlich geteilt und sozial unterstützt wird.

Trauer ist eine normale Reaktion auf Verlust, keine Krankheit. Die Pathologie liegt in der Ambiguität der Situation – und nicht in der Person, deren Trauer eingefroren ist. Der Trauerprozess ist kompliziert, nicht weil das trauernde Subjekt schwach oder inkompetent wäre, sondern weil der Verlust selbst kompliziert ist, weil er unklar bleibt, in Wolken verhüllt. Schwierige, langwierige Trauer ist eine Reaktion auf einen komplexen, unklaren, offen bleibenden Verlust. Möglicherweise ist die Trauer gar nicht kompliziert, sehr wohl aber ihr Objekt.

NATALIE BUCHHOLZ
»DAS WIEDERSEHEN«

In »Das Wiedersehen« nimmt uns Natalie Buchholz mit in eine beschauliche Kleinstadt, in der zwei Freundinnen ein schönes Wochenende verbringen wollen. Doch ihr Wiedersehen wird von einer Begegnung mit einem Mann überschattet, von dem die Erzählerin glaubt, er könnte ihr Onkel Enno sein. Jahrelang hatte dieser eine große Rolle im Leben der Freundinnen gespielt – bis Enno plötzlich und ohne jegliche Erklärung den Kontakt abbrach. Die zufällige Begegnung konfrontiert die Frauen nun mit ihrer gemeinsamen Vergangenheit. Mit wachsender Spannung schreibt Natalie Buchholz über verlorengegangene und erfüllte Träume, über gemeinsame Erfahrungen mit je eigenen Erinnerungen. »Das Wiedersehen« ist eine Liebeserklärung an die Freundschaft, die keine Gerechtigkeit braucht.

NATALIE BUCHHOLZ, in Frankreich geboren, studierte Kulturwissenschaften und Ästhetische Praxis an der Universität Hildesheim und an der Université Aix-Marseille. 2018 erschien ihr Debütroman »Der rote Swimmingpool« (Hanser Berlin). Es folgten der Roman »Unser Glück« (Penguin Verlag, 2022), der als Film optioniert wurde, und zwei Jugendromane. 2020 wurde sie mit dem Spiegelungen-Preis für Minimalprosa ausgezeichnet. 2021 war sie Stipendiatin des Bayerischen Staatsministeriums für Wissenschaft & Kunst. 2023 erhielt sie das Ludwig-Harig-Stipendium und das Münchner Arbeitsstipendium.

E-Mail: natbuch@web.de



LESEPROBE

»DAS WIEDERSEHEN«

*

1

An einem brennend heißen Freitag Anfang Juli verließ ich den Bahnhof in Schwäbisch-Gmünd und ging in Richtung Innenstadt. Ich war mit meiner Freundin Sibylla verabredet. Seitdem sie in Berlin lebte, trafen wir uns jeden Sommer für ein Wochenende – seit zwanzig Jahren schon. Meistens suchte Sibylla dafür eine Kleinstadt aus. Es gefiel ihr, in Städte zu fahren, die sie sonst nicht bereisen würde, und ich hatte nichts dagegen. Es war zur Tradition geworden.

Ich war schon am frühen Nachmittag angekommen. Von München aus hatte ich es nicht so weit wie sie. Außerdem wollte ich von zu Hause weg sein, bevor die Kinder aus dem Hort kamen. Es war immer leichter für mich zu gehen, wenn sie nicht da waren. Ich hatte nicht viel Gepäck und beschloss, erst einmal irgendwo etwas trinken zu gehen. An einem kleinen Platz fand ich ein schönes Café. Ich setzte mich unter einen der bunten Sonnenschirme, bestellte eine große Holundersaftschorle mit Eiswürfeln und sah mir die Leute an, die vorbeingingen. Es war nicht viel los. Vielleicht wegen der Hitze, die wie in Schlieren in der Luft stand. Vielleicht weil nie viel los war in diesem Städtchen. Im Laufe der Jahre hatten Sibylla und ich Unterschiedliches gesehen: tote Städtchen und lebendige. An einem Wochenende jedoch ließ sich nicht viel sagen über das Leben in einer Kleinstadt, von dem wir sowieso keine Ahnung hatten. Wir waren beide in München aufgewachsen. In einem Hinterhof, mitten im Lehel.

Auch im Café waren nur wenige Gäste. Darunter eine Gruppe von vier älteren Damen, die sich für ihren Ausflug in die Stadt herausgeputzt zu haben schienen. Sie trugen Farbe auf den Lippen und Ketten, große Perlen. Zwei der Damen hatten ein dezent befiedertes Hütchen als Kopfschmuck auf ihren Lockenwicklerhaaren. Das gefiel mir. Sie erinnerten mich an Edgar Degas' Gemälde *Frauen, auf einer Café Terrasse*, das ich einmal im Musée d'Orsay gesehen hatte. Schweigend aßen sie Torte, großzügige Stücke. Ich stellte mir vor, dass sie Schwestern waren und sich jeden ersten Freitag im Monat in diesem Café trafen. Die mit den Hütchen waren nach meiner Einschätzung die ältesten und auch diejenigen, die sich am besten verstanden. Die anderen beiden hatten sich vielleicht erst ein paar Stunden zuvor wegen einer Nichtigkeit am Telefon gestritten, was sie aber gegenüber ihren älteren Schwestern nicht zugeben wollten, da sie befürchteten, die würden sich sonst nur einmischen. Also konzentrierten sie sich auf ihre Tortenstücke und verloren kein Wort, bis das letzte Stück verspeist war.

Mein Blick wanderte weiter zu einem älteren Herrn, der vor dem Eingang des Cafés saß, mit dem Rücken zu mir. Im ersten Moment dachte ich, mein Vater säße da, und erschrak, obwohl es keinen Grund dafür gab, selbst wenn er es gewesen wäre. Was aber gar nicht sein konnte. Mein Vater war zu Hause und verließ bei dieser Hitze seine Werkstatt im Keller garantiert nicht. Und dennoch: Der Mann ähnelte ihm sehr. Er hatte den gleichen wohlgeformten runden Hinterkopf, die gleichen dichten grauen Haare, vor allem aber die gleichen Segelohren, die so typisch waren für meinen Vater – und für meinen Sohn.

Ich musste an das Foto denken, dass ich vor ein paar Tagen geschossen hatte, bei der Schulaufführung meiner Tochter. Mein Vater und mein Sohn hatten eine Reihe vor mir gesessen und mit rot glühenden Ohren (auch das ist typisch für sie) applaudiert, als die Grundschulartisten Teller drehten und Bälle jonglierten. Zweiundsiebzig Jahre lagen zwischen den beiden. Aber dass sie zusammengehörten, würde niemand leugnen, der sie von hinten sah. Ich schickte Sibylla das Foto noch von der Aula der Schule aus, ohne Kommentar. *Unfassbar* schrieb sie sofort zurück. *Starke Gene!*

Die Bedienung kam, nahm mein leeres Glas mit. Ich bestellte eine weitere Schorle mit Eiswürfeln. Dann sah ich erneut zu dem Mann. Ich wollte sein Gesicht sehen. Doch er guckte auf die Hauswand. Es war mir unverständlich, warum jemand lieber freiwillig auf eine Wand schaute anstatt auf einen Platz, auf dem es immer etwas zu beobachten gab. Ich wählte immer das Geschehen. Seit ich Kind war, liebte ich es, mir Geschichten über andere auszudenken – wer sie waren, woher sie kamen, wohin sie wollten und so weiter. Nicht immer endeten sie gut in meiner Vorstellung. Aber ich arbeitete daran, seit ich einmal gelesen hatte, dass Geschichten, die gut enden, länger im Gedächtnis bleiben. Eine junge Frau nahm jetzt zwei Tische neben dem Mann Platz. Sie sah glücklich aus. Wie eine, die gerade eine gute Nachricht erhalten hat. Ihre Augen leuchteten. Überhaupt strahlte alles an ihr Freude aus. Ich lächelte sie an. Sie lächelte zurück. Ihr Blick verriet mir, dass sie überlegte, ob wir uns vielleicht kannten. Ich antwortete ihr mit einem Nein, indem ich von ihr abließ, mich vorbeugte und den Reißverschluss meiner Tasche schloss. Dann stand ich auf, um auf die Toilette zu gehen. Bei der Gelegenheit wollte ich mir den Mann genauer ansehen. Doch als ich auf seiner Höhe angelangt war, drehte er sich weg, zeigte mir wieder nur seinen Rücken. Es kam mir vor, als ahnte er, dass ich sein Gesicht sehen wollte. Und er hatte nicht vor, es mir zu zeigen. Auf seinem Tisch stand ein Bier. Es war fast leer. Ich hoffte, er würde nicht zahlen und gehen, bevor ich wieder zurück war.

Im Café war es schwül und stickig. Bienen summten hinter der Vitrine mit den Torten. Es lag eine seltsame Spannung in der Luft. Irgendetwas zwischen träge und angriffslustig. Ich beeilte mich, wieder nach draußen zu kommen.

Der Mann war weg. Er hatte einen Fünfeuroschein unter den Fuß des Glases geklemmt. Weißer Schaum klebte an dessen Rand. Im Aschenbecher lag eine zerknüllte Serviette. Ich sah mich auf dem Platz um und die Gasse runter, die in der prallen Sonne lag. Doch der Mann war nicht zu sehen. Enttäuscht ging ich an der jungen Frau vorbei, steuerte auf meinen Tisch zu. Erst da nahm ich ihn wahr. Er stand vor meinem Platz, über meine Tasche gebeugt, und machte sich daran zu schaffen.

»He, was tun Sie da?«, rief ich und ging schneller. Der Mann richtete sich auf, drehte sich zu mir um. »Sie ist vom Stuhl gefallen«, sagte er. »Ich habe sie nur wieder hochgestellt.« Er sprach ohne Hektik.

Ich sah auf meine Tasche. Sie war geschlossen. Der Stuhl leicht verrückt. »In Ordnung«, meinte ich. Und dann: »Danke.«

Der Mann nickte. Er sah meinem Vater auch von vorn ziemlich ähnlich. Er hatte das gleiche Lächeln. Ein Lächeln, das die großen Augen zu Sichel formte. Er hatte auch den gleichen neugierigen Blick. Wie mein Sohn, wie meine Tochter, wenn sie etwas ganz genau wissen wollen und garantiert nicht lockerlassen, bis sie eine Antwort bekommen. Ich musterte ihn: schmaler Mund, sorgfältig gestutzter Vollbart, gerade Nase, hohe Stirn. Auch er musterte mich. Ich fragte mich, ob er in mir ebenfalls jemanden zu erkennen glaubte oder ob er mich nur so durchdringend ansah, weil ich ihn so durchdringend ansah.

»Enno?«, fragte ich und wunderte mich, dass mir dieser Name plötzlich nach so vielen Jahren über die Lippen kam.

Da hob der Mann die rechte Hand, klimperte kurz mit den Fingern in der Luft, als spielte er ein paar Noten auf einem Klavier, drehte sich auf dem Absatz um und ging über den Platz davon.

Ich blieb noch etwa eine halbe Stunde im Café. Ich dachte über Doppelgänger nach. Es gab sie. Ich selbst hatte einmal von einer Kommilitonin in Marseille ein Foto gezeigt bekommen, auf dem eine Frau abgebildet war, die angeblich mein Ebenbild sei. Es war ein Schnappschuss, aufgenommen auf einer Party, schlechtes Licht. Die Frau saß auf dem Boden und beugte sich gerade zu einer anderen Frau hinüber, der sie etwas zuzuflüstern schien. Das dunkle Haar war ihr ins Gesicht gefallen. Obwohl sie nicht gut auf dem Foto zu erkennen war, hatte sie etwas an sich, von dem ich glaubte, auch ich hätte es an mir. Ich sah nicht auf mich, und doch sah ich mich in ihr. Das gefiel mir nicht. Ich wollte niemandem ähnlich sehen. Daher gab ich meiner Kommilitonin das Foto mit der Bemerkung zurück, ich könne keine Ähnlichkeit erkennen, es tue mir leid. Keine Ahnung, warum ich mich damals dafür entschuldigte, doch ich tat es. Wahrscheinlich wollte ich sie nicht enttäuschen. Sie hatte das Foto extra aus irgendeiner Kiste gekramt und für mich mit in die Uni genommen. Sie hatte wohl gehofft, ich würde sie in dem, was sie sah, bestätigen. Erst wenn ich es auch sähe, wäre es auch wirklich wahr. So jedenfalls kam es mir damals vor.

Bei dem Mann allerdings war es anders. Er ging nicht als Doppelgänger meines Vaters durch. Aber als sein Bruder: Enno.

Enno war mein Patenonkel. Ich mochte ihn sehr. Er hatte uns oft in München besucht, eine Zeitlang sogar bei uns gewohnt und im Wohnzimmer auf dem Sofa geschlafen. Er war mit uns gemeinsam in Urlaub gefahren, Toskana, Adria, Provence. Er hatte mir mit Rum gefüllte Pralinen geschenkt, als ich sieben Jahre alt war. Er zeigte mir, wie man Silvesterkracher baute, da war ich acht. Ich verkleidete ihn als Frau mit Kopftuch, Kochlöffel und Topf, da war ich neun. Es gibt Fotos davon. Da sitzt er im beigen Sessel, und ich sitze so auf seinem Schoß, dass ich ihm ins Gesicht schauen kann. Er lacht, rührt den Löffel in der Kasserolle. Er war ein Lustiger. Das letzte Mal sah ich ihn an meinem siebzehnten Geburtstag. Ich in engen Jeans und mit gefärbten Haaren. Er mit Zeitung – immer mit Zeitung – bei uns am Esstisch. Ich habe noch die Eier in den Hahn-und-Henne-Eierbechern vor Augen, rieche den Kaffee, schwarz und stark. Die Kerzen brannten auf dem Kuchen. Erdbeere, wie jedes Jahr. Ich pustete, und er faltete die Zeitung zusammen, auf der François Mitterrand zusammen mit Queen Elisabeth den Eisenbahntunnel unter dem Ärmelkanal eröffnete. Ich wusste damals nicht, dass ich ihn danach nie wieder sehen würde. Niemand wusste das.

Es war nicht so, dass er das Land verließ. Er stellte sich einfach tot. Er nahm das Telefon nicht ab, wenn wir bei ihm anriefen. Er reagierte nicht auf die Briefe, die wir ihm schrieben. Er öffnete die Wohnungstür nicht, als wir besorgt nach Freudenstadt fuhren und bei ihm Sturm klingelten. Wir sahen ihn in seiner Hochparterrewohnung in der Schulstraße hinter der grauen Gardine stehen und abwarten, dass wir wieder fuhren. Er kam zu keiner Geburtstagsfeier mehr, zu keiner Hochzeit, keiner Beerdigung.

Enno hatte keine Frau, keine Kinder, nie gehabt. Zumindest wusste niemand von Frau und Kindern oder auch nur von irgendeiner Liebe. Er war Zeit seines Lebens allein gewesen. Vermutlich auch einsam, ich weiß es nicht.

Als er sich entschied abzutauchen, tat er es leise. Es gab keine Ankündigung. Keine Vorwarnung. Keinen Hilferuf. Nur ein plötzliches Schweigen.

HEIKE FINK

»DER EINSAMSTE MENSCH DER WELT«

Der Vater, sterbenskrank, versucht seinem Leben ein Ende zu setzen. Die Tochter rettet ihn. Fünf Tage verbringt sie an seinem Bett und versucht, ihm nahezukommen. Sie erinnert das Wenige, was er von seinem Leben erzählte: Der kleine Bub, der früh schon auf Hof und Weinberg mitarbeiten musste, von seiner Mutter weder gewollt noch geliebt, die ganze Kindheit lang drangsaliert. Es wurde wenig gesprochen in der Familie, schon gar nicht über Gefühle, Wünsche, Bedürfnisse. Was man sagen kann: Der Vater nagte Fingernägel. Er war Kettenraucher. Er hatte achtmal Lungenentzündung und einen geplatzten Blinddarm. Später wurde er Koch und Soldat und gründet in den 70er Jahren eine eigene Familie. Was hat er seinen Kindern mitgegeben? »Der einsamste Mensch der Welt« versammelt die Suchbewegungen einer Tochter, die wenig weiß und vieles spürt. Es ist die alte Frage: Was weiß ich wirklich über meine Eltern?

HEIKE FINK arbeitete nach einem Redaktionsvolontariat als Journalistin und Testesserin bei einer Gastronomiezeitschrift. Sie studierte Literaturwissenschaft und Soziologie. Seit 2000 arbeitet sie als freie Autorin, schreibt Drehbücher und macht Dokumentarfilme. Für ihre filmischen Arbeiten erhielt sie viele Preise, darunter den Deutschen Fernsehpreis, die Goldene Kamera, eine Grimme-Preis-Nominierung, den Förderpreis Neues Deutsches Kino und den Kritikerpreis der Hofer Filmtage. Literarisch erschienen bisher der Jugendroman »Die Sache mit der Liebe und den Flügeln« (Boje-Verlag, 2015) sowie das Sachbuch »Mein Jahr mit dem Tod« (Gütersloher Verlagshaus, 2018). Sie lebt in Wuppertal.

E-Mail: heifink@googlemail.com



LESEPROBE

»DER EINSAMSTE MENSCH DER WELT«

*

Anselm findet auf dem Wohnzimmerschrank (was sucht er dort?) ein Gewehr, ein altes von der Wehrmacht. Es ist ein Sonntag. Mild der Sommer bisher, nicht zu heiß, nicht zu feucht, gerade richtig, um gute Laune zu verbreiten. Zu Kaffee und Kuchen versammeln sich bei dem schönen Wetter alle im Hof. Anselm hat den Tisch gedeckt und das Blech mit dem Bienenstich angeschnitten, der Mutter Kaffee eingeschenkt in die Tasse mit der Henne und dem Hahn aus dem Zeller Keramik-Service, das sie so liebt. Sie nickt ihm zu, ein großes Lob ihrerseits, und er freut sich. Überhaupt herrscht eine gute Stimmung. Selbst das Kurtchen hat keine freche Klappe und mümmelt ein Kuchenstück nach dem anderen. Die Mutter erlaubt es ihm, ausnahmsweise. Anselm erhält fünfzig Pfennig Taschengeld. Es kann so schön sein. Genaugenommen hätte er es besser wissen müssen, trotzdem, er fragt, was es mit dem Gewehr auf sich hat.

»Wem gehört...« Den Satz zu vollenden, gelingt ihm nicht, da hat sie ihn schon links und rechts geohrfeigt.

Meist ist das erst der Anfang. Sie schlägt ihn windelweich. Ein gerne von ihr verwendetes Wort, windelweich, als wolle sie ihn zurückprügeln in die Säuglingszeit. In jene Zeit, da er ein hilflos aufgeliertes Stücklein Mensch ist in einem Stubenwagen, den man überall hinschieben kann, damit er einem nicht im Weg steht. Die Zeit, als sie alle Macht über ihn hatte, als sie sein absolutes, einziges Zentrum war, und er mit seinen Knopfaugen und suchenden Händen nur sie kannte.

Anselm ist viel zu erschüttert, um fortzulaufen, sich in einer der Feldscheunen zu verstecken und erst wieder zu kommen, wenn das Gewitter vorübergezogen ist. Er zieht die Beine an, schlingt die Arme über seinen Kopf, um wenigstens den zu schützen. Sie drischt mit der flachen Hand auf ihn ein, wie auf einen Sessel, aus dem man Staub und Milben klopfen will. Bis der Vater vom Tisch aufsteht, dass der Stuhl nach hinten kippt und auf den Boden poltert. Er geht in den Gemüsegarten zu den beiden Schildkröten, die ihrer Größe entsprechend Max und Mäxchen heißen, und füttert sie mit geschossenem Endiviensalat. Das Kurtchen war gleich beim ersten Schlag vorsorglich in den Schuppen gelaufen und sitzt hinter dem Vorderreifen vom Hanomag.

Am Abend, Anselms Jochbein unter dem rechten Auge schimmert blaugrün, schnappt sich der Vater seinen Sohn. Er legt den Finger auf die Lippen, und gemeinsam schleichen sie hinter dem Hühnerstall die in den Fels gehauene, schmale Steintreppe zur oberen Wiese hinauf. Über der Vater-Schulter hängt ein Gewehr. Mit einem Blick erkennt Anselm, es ist nicht das vom Schrank, es ist leichter, kein schweres Kaliber.

»Vater«, sagte er, und der Vater muss die Furcht in seiner Stimme gehört haben. Er dreht sich um und kniet sich hin, auf Augenhöhe mit seinem Jungen.

»Das ist ein Spatzengewehr.« Mit ruhigen Worten erklärt der Vater ihm die Funktion des Luftgewehrs, lässt Anselm die Waffe halten, zeigt ihm, wie man sie anlegt, zielt.

Um außer Hörweite zu sein, gehen sie noch ein Stück. Erst über die Streuobstwiese, dann durch das Lärchenwäldchen Richtung Nussacker.

Das Gewehr liegt leicht und fein der Hand, als Anselm das erste Mal schießt. Einen gelben verschrumpelten Apfel vom letzten Jahr soll er treffen. Es gelingt ihm. Der Vater ist stolz, denn Anselm hat nicht nur schnell kapiert, wie man beim Schießen zielt und den Wind mitdenkt, sondern auch wie man richtig atmet. Wie es scheint, ist der Junge ein Naturtalent, hat eine ruhige Hand, ein gutes Auge. Er trifft alles, worauf der Vater deutet. Tannenzapfen, verschiedene Äste, sogar mitten durch ein einzelnes Blatt.

Auf dem Heimweg legt der Vater den Arm um seinen Sohn. Anselm darf das Gewehr tragen. Schweigend gehen sie über den frisch gepflügten Acker, und der Vater überlegt, nicht ohne Sorge in der Stimme, »Was sagen wir der Mutter, wo wir uns so lange herumgetrieben haben?«

»Und wo verstecken wir das Gewehr«, fragt Anselm.

»Jedenfalls nicht auf dem Schrank«, entgegnet der Vater.

In einer tieferen Lehmfurche, beinahe wäre einer von ihnen darauf getreten, entdecken sie einen Feldhasen, mager und zittrig. Obwohl Anselm sofort erkennt, das Tier hat wenig Überlebenschancen, bittet er darum, es mitnehmen zu dürfen. Er hat den Blick des Vaters gleich richtig gedeutet, als er erst das Gewehr fixierte und dann den Hasen.

Sie tauschen ihre Schätze. Anselm zieht seinen Pullover aus, bettet den Hasen hinein und trägt ihn in seinen Armen. Sogar durch den Wollstoff spürt er das dünne Gerippe. Der Vater schultert das Gewehr.

Bei der Steintreppe wartet August Möller aus der Pfarrgasse und nimmt seine Waffe wieder an sich.

»Und? Taugt der Bengel zum Soldaten?«, will er wissen.

Der Vater nickt.

»Und euren Braten esst ihr lebendig?«

»Haute cuisine«, sagte der Vater. Die beiden lachen.

In der Küche duftet es nach brauner Butter. Die Mutter verquirlt Eier mit Schnittlauch. Sie fragt nichts. Mit verkniffenem Mund gibt sie die Eier in die Pfanne, rührt um.

»Wir haben was«, versucht es der Vater. Sie blickt an ihm vorbei.

Anselm nimmt den kleinen Hasen aus seinem Pulloverbett, ist schon darauf gefasst, dass sie fordert, er solle ihn laufen und seinem Schicksal überlassen. Der wird's eh nicht schaffen. Und ist umso überraschter und glücklich, dass er ihn behalten darf.

Bis in die Nacht hinein zimmert er an einem Hasenstall. Die Mutter hat ihm erlaubt, eines von den kleineren Weinfässern dafür zu verwenden.

Es ist der erste wärmere Tag im Jahr. Stinkende Haufen. Frühe Mücken tanzen in der Sonne und werfen federleichte Schatten an die Scheunenwand, als Anselm den Hanomag aus dem Schuppen fährt und sich auf den Weg macht, die anderen einzusammeln. Es ist März, vielleicht April. Sie sind mit dem alten Heuwagen unterwegs. Sie das sind: Anselm, Manfred, Bert und der Köhler, dessen Vorname schon in der Volksschule verloren ging. Junge Burschen, die was aushalten können, kraftvoll und zupackend in ihren Rippunterhemden ohne Arm und den gutsitzenden blauen Latzhosen. »Was für eine Drecksarbeit!« lachen sie. »Saustall.« »Großer Mist.« »Jenseitsscheiße.« Das rufen sie sich zu, hochmotiviert die Misthaufen vor den Ställen der elterlichen Höfe zu leeren und auf den Äckern und in den Weinbergen als Dung zu verteilen. Den gesamten Samstag bringen sie damit zu, Mistgabel um Mistgabel, die mit Stroh vermengte Scheiße von Kühen und Schweinen auf den Anhänger zu verladen. Eine elende Schufterei. Die oberen Mistschichten abzutragen geht ja noch. Je tiefer man sich reingräbt, desto wärmer wird es und der Gestank nimmt bestialische Ausmaße an. Die vier halten zusammen, klotzen rein, rauf mit dem Dreck auf den Hänger und weg damit. Einer muss die Scheiße ja erledigen. Sie schaukeln sich hoch, beweisen sich und jeder will mehr, schneller und größere Haufen geschaufelt haben als der anderen.

»Wir vier...« ruft Anselm. Knöcheltief in der Jauche reckt er die Gabel empor, die anderen tun's ihm gleich und schlagen wie Musketiere ihre stinkenden Säbel zusammen und rufen laut: »...Mistkäfer!

Mit einer stinkenden Duftwolke hinter sich fahren sie am Abend durchs Dorf und stellen sich vor, man bewundere sie, ihre Tapferkeit, ihre Tüchtigkeit. Fast ein bisschen auserkoren fühlen sie sich, die Arbeit zu übernehmen, für die andere keinen Schneid haben oder sich zu gut sind. Laut sind sie, laut und wild, als sie die Hauptstraße runterrattern mit scheppernder Deichsel und ein paar Fehlzündungen im Motor. Alle zusammen auf dem Traktor vorne. Anselm fährt, er ist der älteste, Manfred und der Köhler hocken auf den schmalen Sitzbänken neben ihm über den Rädern und der Bert hinten auf der Anhängerkupplung stehend. Er hält sich an Anselms Schultern fest. Der legt sich in die Kurven, nicht zu sehr, damit der Mist, kompakt geladen und von vier Paar Gummistiefeln festgetreten, nicht runterkippt. Anselm rast nicht, fährt aber doch so schnell, dass ihnen der Wind um die Nase weht und sie dem Gestank hinter sich fast davonfahren. Sie johlen, sie sind die Herren der Welt. Keiner sagt ihnen, wie sie ihre Arbeit zu machen haben, wie sie sie einteilen, weil keiner mitreden kann. Es ist ihre Arbeit, das Mistfahren, seit sie 14 sind. Sie sind frei.

Am Abend, Anselm kommt mit Sonnenuntergang auf den Hof zurück. Sein Hemd und der Blaumann durchtränkt von Mist. An den Haaren auf seinen Armen klebt er, ein paar Brocken auf dem Kopf, die Haare scheinen ihn festzuhalten. Mit einem »Bis morgen, du, Dreckskerl!« »Selber, du Scheißkerl!« haben sich breit grinsend voneinander verabschiedet. Sie hatten einen guten Tag. Anselm hat was geschafft. Zusammen haben sie viel geschafft. Als er die Gummistiefel auszieht, springt die jüngste von den Katzen von der Mauer und streicht ihm zur Begrüßung um die Waden. In der Hintertür steht die Mutter bleibt auf der obersten Stufe stehen, in der Hand einen Teller mit einem Wurstbrot.

»Spät bist du. Wir essen schon. Dann badet der Vater, dann ich. Wenn das Kurtchen gebadet hat, kannst du.« Sie stellt ihm den Teller auf die Treppe. Dann lockt sie die Katze mit einem zärtlichen Schnalzen ihrer Zunge ins Haus und schließt die Tür. Sie hat es nicht sagen müssen, Anselm weiß es. Er muss hier draußen warten, essen, bleiben, bis sie ihn ruft. Das Badewasser wird dann kalt sein. Kalt und von drei Menschen benutzt. Das Kurtchen wird reingepinkelt haben. Sicher, er hätte fragen können, ob man ihm den Badeofen noch einmal füllt und für eine Wanne aufheizt. Doch er kennt die Antwort. Von drinnen fällt das Stubenlicht durchs Fenster in den dunkler werdenden Hof und bildet ein verzerrt leuchtendes Viereck auf dem Boden. Anselm wartet einen Moment und geht zur Regentonnen. Die Kernseife hängt an einer Schnur am Zaun. Lange schrubbt er sich Hände und Arme. Einem Impuls folgend zieht er sich bis auf die Unterhose aus und wäscht sich. Lange und langsam. Bis jede noch so feine Rille seiner Fingerspitzen sauber ist. Sein Atem steht sichtbar in der Abendluft. Aus der Scheune holt er sich den alten Kittel vom Vater, zieht ihn über und setzt sich auf den Schuhabstreifer auf der Treppe, nimmt den Teller mit dem Brot. Er schaut unter die Wurstscheibe. Immerhin eine dünne Schicht Butter.

FRAUKE GERBIG
»GRENZÜBERTRITTE«

Urlaub in der DDR? Für Maren normal. Ihre Eltern waren vor dem Mauerbau in den Westen geflohen. Von klein auf erlebte Maren überfüllte Interzonenzüge, beklemmende Grenzübertritte, aufreibende Anmeldeprozesse. Aber auch große Herzlichkeit ihrer Verwandtschaft. »Geh doch nach drüben«, bekam sie im Westen zu hören, wenn sie zu erklären versuchte, dass man den Unrechtsstaat DDR und die Menschen nicht in einen Topf werfen dürfe. Es waren nicht nur diese Erfahrungen im geteilten Deutschland, die Maren prägten. Es waren auch die Erzählungen der Familie, die sie, je älter sie wurde, hinterfragte: Was hatte ihr Großvater tatsächlich im Krieg gemacht? Warum hatten ihre Eltern kein Interesse, ihre Stasi-Akten zu lesen? Überhaupt, weshalb war Maren die Einzige, die sich für die Leerstellen in der Familiengeschichte interessierte? »Grenzübertritte« ist ein Portrait einer ungewöhnlichen deutsch-deutschen Familie zwischen 1945 und heute, multiperspektivisch erzählt von drei Generationen aus West und Ost.

FRAUKE GERBIG, 1963 in Göttingen geboren, verheiratet, zwei erwachsene Töchter, studierte Literatur- und Politikwissenschaften an der LMU München und der London School of Economics and Political Science. Nach dem Abschluss volontierte sie bei der Abendzeitung München und arbeitet seitdem als freie Journalistin für den Bayerischen Rundfunk, verschiedene Printmedien und Unternehmen. Frauke Gerbig schreibt Lyrik und Kurzgeschichten. »Grenzübertritte« ist ihr erster Roman.
E-Mail: frauке.gerbig@web.de



LESEPROBE

»GRENZÜBERTRITTE«

*

Maren 2023

Noch während Maren das Sektglas gegen das Licht hält, will sie die Bewegung bereits ungeschehen machen. Es ist eine zu hundert Prozent von ihrem Vater übernommene Geste. Verfolgt von der ganzen Familie, die beim Abendessen sitzt und die Luft anhält. Um entweder erleichtert aufzuatmen und weiter zu essen – oder den Kopf einzuziehen, um die immer gleichen Worte über sich ergehen zu lassen. Gläser, die nicht tiptopp abgetrocknet und poliert sind, haben im Leben ihres Vaters keinen Platz.

Das kann doch nicht so schwierig sein!

Nein. Doch. Nein.

Wie bescheuert muss man eigentlich sein!

Schweigen.

Die Stimme ihres Vaters, scharf wie eine Buchseite, die einen in den Finger ritzt. Der Schnitt brennt erstaunlich lang.

Jetzt also hält Maren selbst das Sektglas gegen die Deckenleuchte der Küche, um zu überprüfen, ob es ihrem Anspruch – der eigentlich der ihres Vaters ist – genügt. Es ist eine Kunst, ein Glas ohne Schlieren abzutrocknen.

Nein. Doch. Nein.

Wie bescheuert muss man eigentlich sein?

Diese Frage würde sie niemals jemandem stellen.

»Warum machst du das?«

Maren zuckt zusammen. Jemand hat die Küche betreten.

»Hallo, hörst du mir überhaupt zu?«

Maren blickt noch immer auf das Glas in ihrer Hand und versucht sich aus ihren Erinnerungen auszuwickeln wie ein Bonbon.

»Warum machst du das?«

Jemand ist immer noch da. Jemand erwartet eine Antwort. Maren beschließt aus ihrer Erinnerung aufzutauchen und holt Luft. Sie ist eine gute Schwimmerin.

»Entschuldigung. Ich war in Gedanken.« Maren blinzelt.

Martin steht in der Küche: ein großer Mann mit einem grauen Lockenkopf – Jeans, weißes Hemd, blaues Sacco. Er starrt Maren an, die noch immer ein Sektglas in der einen, das Küchentuch in der anderen Hand hält.

»Du bist schon seit einer halben Stunde verschwunden. Ich habe mich gefragt, wo du steckst.« Er deutet auf das Glas und wiederholt: »Warum machst du das?«

»Ich habe einen Moment Ruhe gebraucht.« Maren zuckt die Achseln. »Und dann kann ich mich gleich nützlich machen, bevor ich zur Meute zurückkehre.«

»Meute?« Martin grinst, und seine schiefen Zähne kommen zum Vorschein. Maren schaut Martin von unten her an. Versteht er, was sie meint?

»Ist doch toll, dass deine Eltern noch zusammen sind«, sagt Martin.

Maren stellt das nun funkelnde Sektglas kopfüber zu den übrigen 16 Gläsern, als wolle sie ihnen die Möglichkeit geben, in eine Welt abzutauchen, die nur sie etwas angeht. Maren würde gerade auch gerne kopfstehen. Vielleicht sähe ihr Leben dann anders aus?

»Was ist los mit Dir?« Martin nimmt sich wie ein Krankenpfleger der auf den Kopf gestellten Gläser an und dreht sie um.

»Warum machst du das? Die Gläser sind abgetrocknet. Du brauchst sie nicht mehr auf den Kopf stellen.«

»Vielleicht hat es ihnen gefallen?« Maren knüllt ihr Handtuch zusammen und schmeißt es in das Spülbecken.

»Weshalb bist du so genervt?« Martin fischt das feuchte Küchentuch aus der Spüle, schüttelt es aus und hängt es an den dafür vorgesehenen Haken.

»Ich bin gestresst.«

»Was stresst dich?«

»Alles.« Maren seufzt. »Warum gehen einem als Erwachsene die eigene Mutter und der eigene Vater derart auf den Keks?«

»Vielleicht weil man sich in ihnen spiegelt und man nicht mag, was man sieht?« Martin hat sich einen Schwamm genommen und wischt die Arbeitsflächen sauber.

»Musst du jetzt putzen?« Maren beobachtet Martin, der systematisch die Türen der Küchenschränke auf Hochglanz poliert.

»Wenn ich dir hier schon Gesellschaft in der Küche leiste, kann ich mich ja nützlich machen – deine Worte. Also: Worüber hast Du nachgedacht, als ich in die Küche kam? Du hast gewirkt, als wärst du mindestens in Australien.« Martin zwinkert ihr zu.

Martin. Ihr Cousin aus der ehemaligen DDR. Hat er sie einmal in ein Gespräch verwickelt, lässt er nicht mehr locker. Möchte ihre Seele lesen. Über alles reden. Maren schneidet eine Grimasse.

»Was ist an der Frage komisch?« Martin streckt sein Kinn nach vorne.

»Ich war in Gedanken in der DDR.«

»In der DDR?« Ihr Cousin schaut überrascht. »Warum?«

Maren betrachtet Martin. Er ist ein paar Jahre jünger als sie, bis zur Wende hat sie ihn nie so richtig beachtet. Dann aber haben sie sich angefreundet. Was sie am meisten verbindet: das Wissen um ihre Familien. Dass man sich gegenseitig vergewissern kann, dass man sich das alles nicht einbildet. Dass die Albträume einen Grund haben.

»Wollen wir eine rauchen gehen? Auf der Terrasse?«

»Du rauchst?«

»Erst seit kurzem.«

»Na dann.« Martin nickt und positioniert den Schwamm in einem perfekt rechten Winkel neben die Spüle.

Maren öffnet die Küchentür und betritt den Flur. Sofort empfängt sie ein Mix aus Musik, weiblichen und männlichen Stimmen in unterschiedlicher Lautstärke und Auflösung. Buena Vista Social Club in Dauerschleife. Hitze steigt in Maren auf. Anspannung oder Auswirkung ihrer Menopause, sie weiß es nicht. Als hätte ihr Rücken den Temperaturanstieg vermeldet, spürt sie plötzlich Martins Hand auf dem Nacken. Sie liegt da, kühl und beruhigend.

Schön ruhig bleiben Cousine. Es hat keinen Sinn sich aufzuregen, du kennst sie doch.

Also holt sie tief Luft, drückt die Türklinke zum Wohnzimmer herunter und wirft der Feierrunde ein strahlendes Lächeln entgegen wie einen bunten Kinderball, hopp, ihr Lieben, da habt ihr, was ihr wollt, das Leben ist ein Spaß, zumindest in diesem Augenblick, hoch die Tassen, ihr habt es zu was gebracht, obwohl ihr von drüben kommt, ihr könnt stolz auf Euch sein, hopp, fangt den Ball, das Spiel ist noch nicht zu Ende und ich mache mit, was bleibt mir auch anderes übrig?

Dann deutet Maren pantomimisch auf die Terrasse, die Herrschaften verstehen, sie heben wohlwollend ihre gefüllten Gläser, das Tremolo wächst, sie schiebt die Terrassentür auf und Maren und Martin haben es geschafft: Sie atmen die frische Luft wie einen gut gerührten Cocktail.

Maren holt einen Tabakbeutel aus ihrem Jackett und dreht zwei Zigaretten, zündet beide mit einem Streichholz an, ritsch, ratsch, inhaliert kurz, bis sich die Glut in den Tabak frisst, dann klemmt sie Martin die Zigarette zwischen die Finger. Für zwei, drei Züge verwandelt sich der winterversehrte Garten in ein kleines Raucherparadies.

Doch der Genuss ist nur von kurzer Dauer: Maren beginnt zu frösteln. Also schlingt sie die Arme um sich, denn der, der das eigentlich tun sollte, tut es nicht mehr. Aber Berührung ist Berührung.

»Du willst also wissen, weshalb ich an die DDR denke?« Sie wartet nicht auf eine Antwort, spricht sofort weiter. »Ich bin vor vier Wochen mit Daniel zum Skifahren in die Schweiz gefahren.«

»Toll, wohin?«

»Ins Engadin, Punkt ist, vor der Grenze hatte ich eine Panikattacke. Heftiger als sonst.«

»Habt Ihr Drogen geschmuggelt, oder was?« Martin drückt seine Zigarette aus und schnippt sie auf den grauen Rasen.

»Wir hatten mehr Lebensmittel dabei, als in der Schweiz erlaubt sind, dort ist alles so teuer, aber egal.« Maren dreht eine weitere Zigarette, zündet sie aber nicht an. »Auf jeden Fall hatte ich das gleiche Gefühl wie früher, wenn wir in die DDR gefahren sind. Dieses Ausgeliefertsein, diese Macht-Demonstration an der Grenze. Sich schuldig fühlen. Elendige Gefühle. In den letzten Jahren haben sie zugenommen.«

»Und Daniel?« Martin spricht in den dunklen Garten, über den sich der Nachthimmel ausgestreckt hat. Zwischen den knorrigen Ästen der Apfelbäume funkeln Sterne wie eine vergessene Lichterkette.

»Hat mich ausgelacht. Fand meine Reaktion unpassend, unangemessen und lächerlich. Ihm hat es richtig gehend Spaß gemacht, die Grenzbeamten zu provozieren. Während ich neben ihm gesessen bin und kaum Luft bekommen habe.«

»Super Partner.«

Maren schweigt kurz. Dann sagt sie: »Ex-Partner. Ich habe mich von ihm getrennt.«

»Wie lange wart ihr zusammen?«

»Drei Jahre.«

Martin sagt nichts, berührt mit seiner Hand nur leicht Marens Schulter. Schweigend stehen sie da und starren in den Garten.

»Als Kind habe ich gedacht, dass die DDR ein Schlaraffenland ist,« sagt Maren unvermittelt.

»Nicht ein Schurkenstaat?«

»Ein Schlaraffenland und ein Schurkenstaat. Das war ja das Verwirrende.«

Die Zeit paddelt wie eine träge Ente, mal hierhin, mal dorthin, taucht Kopf voran ins Trübe und holt etwas aus der Tiefe.

NADÈGE KUSANIKA

»UNTER DERSELBEN SONNE«

Nie gibt es Schokolade, immer nur Süßkartoffelblätter und Fufu. Die langen Schulwege über die trockene Steppe laufen die Kinder in billigen Plastiksandalen. Wanderschuhe? Ein Fremdwort. Sie verkaufen auf dem Schulhof karamellisierte Erdnüsse, um das Schulgeld aufzutreiben. Eine andere Welt. Fünfzehn Jahre alt war Nadège Kusanika, als sie aus der Demokratischen Republik Kongo nach Deutschland kam, um ihren Vater kennenzulernen. Auf den ersten Blick lässt sich kaum vergleichen, was sie aus ihrer Kindheit und dem Hineinwachsen in die deutsche Gesellschaft erzählt und in sehr kurzen Episoden gegenüberstellt. Sie fragt nach Heimat und einer Identität unter der täglichen Erfahrung des Andersseins. Und doch findet sie, dass wir »Unter derselben Sonne« leben – ein kleines, großes humanistisches Geschenk an uns deutsche Leser*innen.

NADÈGE KUSANIKA, 1988 in Lubumbashi in der Demokratischen Republik Kongo geboren, kam 2003 nach Deutschland. In Würzburg studierte sie Rechtswissenschaften und arbeitete als Beraterin im Bereich Datenschutz. Sie ist verheiratet und Mutter eines einjährigen Sohnes. Angeregt durch das Buch »Leben, Schreiben, Atmen – Eine Einladung zum Schreiben« von Doris Dörrie, hat sie angefangen, ihre besondere Lebensgeschichte aufzuschreiben und wird seit langem von der Autorin und Filmemacherin gefördert.

E-Mail: kusanika.nadege@gmx.de



LESEPROBE

»UNTER DERSELBEN SONNE«

*

Sterne

Ich erinnere mich, dass ich als Kind gern Sterne am Himmel zählte. Jeden Abend. Sobald es dunkel wurde und das Mondlicht auf uns leuchtete, blickte ich nach oben und fing an zu zählen. Und am nächsten Abend zählte ich dort weiter, wo ich dachte, aufgehört zu haben. Das tat ich nur, wenn der Strom mal wieder abwesend war. Am Äquator ist es bereits ab 18 Uhr dunkel wie die Nacht. Der Ausfall des Stroms zwang uns alle vor unsere Haustüren. Es war zu früh, um ins Bett zu gehen, und so saßen wir vor den Häusern oder lagen auf unseren Etokos.

Wir aßen meist erst am Abend. Drei Mahlzeiten am Tag gab es nie. Vielleicht gab es Kongolesen, die drei Mahlzeiten aßen, aber das war nicht die Mehrheit. Die Mehrheit kämpfte um eine Mahlzeit am Tag. Und diese eine Mahlzeit wurde abends zu sich genommen. Denn der Hunger lässt einen sonst nicht schlafen. Hunger und Schlaf vertragen sich nicht. Tagsüber ist es leichter, dem Hunger die Stirn zu bieten. Bei mir traute er sich nicht, mich vom Spielen oder meinen Pflichten, wie beispielsweise dem Wassersuchen, abzuhalten. Unter der Sonne vertrieb ich ihn ohne Weiteres. Zugegeben, er schwächte mich. Aber nicht genug, um nicht von meiner Mama Ärger zu bekommen, wenn ich mal wieder *Mobulu* war.

Im Kongo sagt man *Mobulu* zu hyperaktiven Kindern. Zu denen, die nicht auf die Eltern hören. Und zu denen, die sich ständig prügeln. Oder Kindern, die sich einen Spaß daraus machen, Haushaltsgegenstände zu zerstören. Kinder, die ihre Eltern verzweifeln lassen, sind *Mobulus*. Und ich war eine. Trotz des Hungers. Ich zerstörte nichts, aber ich prügelte mich gerne.

Seit Kurzem habe ich wieder Kontakt mit einer Freundin aus meiner Kindheit. Nach dem Tod meiner Schwester im letzten Jahr hat sie nach mir gesucht, um mir ihr Mitgefühl zu bekunden. Ein Bild von meinem zehnten Geburtstag erinnert mich daran, wie gut wir befreundet waren. Sie selbst ist nicht auf dem Bild. Aber dafür ihre große Schwester. Die beste Freundin meiner verstorbenen Schwester, und ihr Bruder, der direkt hinter mir eine Grimasse schneidet, während er in die Kamera schaut. Ich war berührt, zu erfahren, dass sie nach mir suchte. Dass sie mich nicht vergessen hatte, nach all der Zeit. Mit elf Jahren habe ich das Haus meines Onkels verlassen, und ich kann mich nicht daran erinnern, sie danach wiedergesehen zu haben. Heute sprechen wir über WhatsApp, als hätte unsere Freundschaft nie eine Pause eingelegt.

In einem Gespräch erinnerte sie mich daran, wie *Mobulu* ich war. Sie hatte das Bild einer alten gemeinsamen Freundin gepostet. Als ich nach ihr fragte, erinnerte sie mich daran, wie ich mich einmal mit diesem Mädchen prügelte. Meine Mutter wohnte noch mit uns bei meinem Onkel, ich kann also noch nicht zehn Jahre alt gewesen sein. Diese frühere Freundin war groß und recht dick. Von der Körpergröße her hatte ich keine Chance, den Kampf zu gewinnen, denn ich war sehr zierlich. An die Ursachen des Streits kann ich mich nicht mehr erinnern. Aber ich erinnere mich, dass wir uns zum Prügeln verabredeten. Wir teilten es allen unseren Freunden mit, dass wir uns an dem besagten Tag und um die bestimmte Uhrzeit prügeln würden. Sie kamen zum Zuschauen, wie bei einem Boxkampf. Einige Freunde feuerten mich an, andere waren für sie. Ich möchte mich nicht überheblich klingen, aber ich habe den Kampf gewonnen. Ihre Haare waren ein paar Tage zuvor chemisch geglättet worden oder, besser gesagt entkraust worden. Dabei verbrennt die Haut, wenn das chemische Produkt zu lange auf dem Kopf verbleibt. Das war ihr passiert. Deshalb trug sie bei unserem Kampf die langen, schwarzen und geglätteten Haare offen. Die perfekte Möglichkeit für mich, sie zu packen.

Natürlich hörte meine Mutter von dem Ereignis. Als ich triumphierend nach Hause lief, sah ich sie schon aus der Ferne mit finsterner Miene auf mich warten. Mein Triumph löste sich sofort in Luft auf. Was übrig blieb, war die Angst. Die Angst, Ärger zu bekommen. Die Angst, für eine lange Zeit auf dem Boden knien zu müssen. Doch nie im Leben hätte ich mit der Strafe gerechnet, die meine Mutter sich an dem Tag für mich ausdachte. Sie stand da, beide Hände zu Fäusten geballt und in die Hüfte gestemmt. Und sie schrie mich an. Ich erwartete, dass sie mich sofort ins Bett schicken würde. Es gab keine schlimmere Strafe für mich, als schlafen zu müssen, während all meine Freunde noch draußen spielten. Aber sie sagte stattdessen, dass ich ohne etwas zu Essen ins Bett gehen solle. Erst hielt ich das für einen Scherz. Als ich aber hörte, wie sie zu den anderen Familienmitgliedern sagte, sie sollten nichts vom Essen für mich übriglassen, bereute ich es, mich geprügelt zu haben. Ich versuchte mir einzureden, dass es nicht schlimm sei, ohne Essen ins Bett zu gehen. Doch es war schlimm. Denn ich kannte den Hunger zu gut. Er lässt einen nicht in Ruhe schlafen. An diesem Abend sah ich zum ersten Mal zum Himmel hinauf, um die Sterne zu zählen. Ich lenkte mich damit ab, während die anderen aßen. Ich wollte nicht an den Hunger denken, und die Sterne fesselten meine Aufmerksamkeit. Ich zählte und zählte. Erst viel später, als alle längst gegessen hatten, holte meine Mutter mich und gab mir Essen. Und sie ließ mich wissen, dass ich das nächste Mal tatsächlich hungrig schlafen gehen würde. Ich habe mich nie wieder geprügelt. Das Sternenzählen aber wurde zu meinem Hobby.

Unternehmen

Im Kongo verkaufen Menschen, um zu überleben. Nicht um reich zu werden. Oder ein Imperium aus den Umsätzen aufzubauen. Nein, die Menschen suchen vielmehr ihre Würde. Die hohe Arbeitslosigkeit macht aus jedem, der nach dem Leben sucht, einen Geschäftsmann, eine Geschäftsfrau oder gar ein Geschäftskind. Ohne Geld kann keiner der Verantwortung für die Familie gerecht werden. Nach dem Grundgesetz ist die Würde des Menschen unantastbar. Und weil sie unantastbar ist, ist Deutschland unter anderem ein Sozialstaat. Der Staat sichert jedem Menschen eine Grundversorgung zu. Ein Existenzminimum. Es ist würdelos, wenn ein Vater seinem Kind das tägliche Brot nicht bieten kann. Es tastet die Würde des Menschen an, wenn eine Mutter ihrem Kind beim Sterben zusehen muss, weil ihr das Geld für die Behandlung fehlt. Der Kongo ist kein Sozialstaat. Und wenn ein Kind vor Hunger unter der heißen Sonne schreit, sind viele Eltern machtlos. Keine Möglichkeit zu haben, das eigene Kind mit einem Stück Brot zu trösten, lässt jede Mutter und jeden Vater würdelos zurück. Dieses Gefühl der Machtlosigkeit gegen das Elend stellt die Würde vieler Menschen in Frage. Und wie im Meer überleben diejenigen, die das Schwimmen beherrschen. Deshalb sind in den Straßen Kinshasas viele Verkäufer und Verkäuferinnen zu sehen. Menschen, die für das Existenzminimum kämpfen. Männer und Frauen, die mit ihren Waren auf dem Kopf oder auf den Armen die Straßen lebendig machen. Sobald ein Auto an der Ampel stehen bleibt, kommen sie alle wie Wespen beim Geruch von Süßem auf die Menschen im Wagen zu. Sie versuchen ihre Süßigkeiten und Taschentücher, ihr Wasser und ihr Essen zu verkaufen. Vor allem Taschentücher und Wasser finden viele Abnehmer. Denn die heiße Sonne holt Wasser aus den Körpern der Menschen heraus und der Körper verlangt nach Neuem. Andernfalls rächt er sich mit Müdigkeit oder Kopfschmerzen.

Unter der Sonne versucht jeder, seine Würde zu bewahren, wenn sie noch vorhanden ist. Oder sie zurückzuholen. Ein Gewerbe funktioniert nicht wie in Deutschland. Die Menschen müssen ihre Umsätze nicht versteuern. So wird beinahe aus jedem Haus ein Laden. Wenn man durch eine Straße läuft, preisen die meisten Grundstückstüren an, was hier verkauft wird. Manche verkaufen Getränke: Fanta, Cola, Bier. Und beim Bier gab es in meiner Kindheit nur zwei berühmte Marken, die sich gegenseitig Konkurrenz machten: Primus und Skol. Einige verkauften auch Joghurt. Der kongolesische Joghurt ist nicht so, wie wir es aus Deutschland kennen. Er ist eine weiche, dicke Flüssigkeit in unterschiedlichen Geschmacksrichtungen. Mango, Maracuja, Erdbeere oder Natur. Der kongolesische Joghurt ist meist eisig und hat einen leicht säuerlichen Geschmack. Eine perfekte Kühlung für heiße Tage. Und ich liebte ihn. Auch, wenn mich meine Mutter immer davor warnte. Für sie war es wichtig, das Wasser aufzukochen, bevor man es trank oder Joghurt daraus machte. Und deshalb kaufte ich nur dann Joghurt, wenn die Sonne mich mit ihren Strahlen dazu zwang.

Auf dem Nachhauseweg wartete ich einmal lange auf den Bus. An dem Tag war ich zu müde, um den zweistündigen Nachhauseweg zu Fuß zurückzulegen. Als der Bus kam, war er ziemlich voll. Im Kongo ist das kein Grund, nicht einzusteigen. In einem kongolesischen VW-Bus gibt es immer fünf Bänke. Wenn alle Sitzplätze belegt sind, gibt es immer noch die Möglichkeit, hinter den Vordersitzen und vor der ersten Bank gebückt zu stehen. Oder entgegen der Fahrtrichtung im Kofferraum des Busses zu sitzen. Es ist sehr eng dort. Ich saß einmal mit meiner Freundin dort. Wir saßen gekrümmt und schauten aus dem Fenster zu den anderen Fahrzeugen hinaus. Oder hörten die Gespräche der Fahrgäste an. In Deutschland findet in öffentlichen Verkehrsmitteln wenig Interaktion zwischen den Fahrgästen statt. Jeder sitzt mit seinem Buch da oder schaut auf sein Handy und möchte im Bus lieber seine Ruhe von anderen Gästen. Aber in Kinshasa wird oftmals im Bus über Politik, Musik oder Mode gesprochen. Wenn einer zum Beispiel fragt, was die anderen Fahrgäste von einer bestimmten Aussage des Präsidenten halten, wird schon bald im ganzen Bus heftig diskutiert. Und manchmal fängt jemand während der Fahrt an zu predigen. Für mich war das immer spannend. Die fremden Erwachsenen bei der Diskussion zu beobachten. Ich war noch ein Kind, zu jung, um alles zu verstehen. Aber meine Aufmerksamkeit hatten sie. Meine Lehrerin für Staatsbürgerkunde hatte uns beigebracht, wie höflich es sei, seinen Platz im Bus einer älteren Person zu überlassen. Man selbst solle gebückt stehen.

Ich war ehrgeizig in der Schule. Ich setzte alles um, was von den Lehrern von mir verlangt wurde. Und eines Tages gab ich meinen besten Platz direkt hinter dem Fahrer am Fenster an eine Mama ab. Sie trug ihre Waren auf dem Kopf. Der Receveur half ihr, ihre Ware im Kofferraum zu verstauen. Der Receveur ist eine Art Schaffner. Er empfängt die Fahrgäste. Und er ist auch derjenige, der an den Bushaltestellen schreit, in welche Richtung der Bus fährt. Wenn jemand einsteigen möchte, klopft er oben auf das Fahrzeug. Ein Signal an den Fahrer, den Bus anzuhalten, damit neue Fahrgäste ein- oder aussteigen können. Und er sammelt das Geld für den Transport im Bus ein. Kurz bevor man eine Haltestelle erreicht, fordert er von den Fahrgästen, die dort aussteigen, das Geld. Weil viele Busse auf ihrem Weg eine Panne erleiden, zahlen die Fahrgäste erst kurz vor dem Ziel das Fahrgeld. Der Receveur lässt keinen aussteigen, ohne zu bezahlen. Wegrennen ohne zu zahlen ist würdelos.

Beamte sind nicht verpflichtet, für den Bus zu bezahlen. Sie müssen nur ihren Ausweis zeigen. Wie meine Mama. Sie arbeitete lange Zeit bei der Polizei. Mit ihrem Ausweis konnte sie umsonst fahren. Aber sie nutzte ihn nur in Ausnahmefällen. Eines Abends, der Strom war wieder weg und wir saßen unter dem Mondlicht draußen, ich lag auf dem Etoko auf dem Boden neben ihr und mein Stiefvater saß auf einem Stuhl uns gegenüber. Sie unterhielten sich über den Alltag. Irgendwann erzählte sie, wie der Receveur sie beleidigte, als sie ihren Ausweis zeigte. Sie benutzte diesen Ausweis nur, wenn ihr nichts anderes übrigblieb. Wenn sie nicht einmal das Geld hatte, mir eine Schokolade zu kaufen. Und dass sie von dem Receveur vor allen Menschen dafür beleidigt wurde, brachte sie nicht aus der Fassung. Sie hatte die Macht, ihn dafür verhaften zu lassen, aber sie tat es nicht. Der Kampf um die eigene Würde ist brutal. Und das verstand sie. Am Ende des Tages war der Receveur ein Familienvater, der für seine Kinder das tägliche Brot zusammensuchte. Wie alle unter der heißen Sonne.

Seit ihrer Erzählung hatte ich Angst vor dem Receveur. Deshalb kaufte ich keine Waren, wenn die Verkäufer am Bus standen. Meist hatte ich ohnehin nicht das Geld, um den eisigen Joghurt zu kaufen. Und in den Gesichtern der Verkäufer las man die Enttäuschung. Ein junger Verkäufer rastete aus, als eine Frau nach dem Preis fragte, aber nichts kaufte. Er versuchte, seine Preise so niedrig zu drücken, wie es ihm möglich war, aber die Frau lehnte das Angebot dankend ab. Der junge Mann verlor die Fassung und beleidigte die Frau. Es war der Frust, den ganzen Tag unter der Sonne zu stehen und am Abend nicht einmal das Minimum zu haben, um die Familie zu versorgen. Der Frust, dass man gezwungen war, nach Abnehmern zu betteln. Eine Ablehnung lässt einen würdelos zurück. Vor allem bei dem Gedanken, dem eigenen Kind zu sagen, dass es wieder ohne einen Krümel Brot im Magen ins Bett gehen muss. Nach einem langen Tag ohne Erfolg erweckt jede Frage nach dem Preis die Hoffnung des Verkäufers. Und die Hoffnung verwandelt sich in Verbitterung, wenn sie sich auflöst, bevor man sie greifen kann.

NORA DEETJE LEGGEMANN

»RUUCHE FRAUEN«

Hart im Nehmen sind sie, die Borkumer Ahninnen der Ich-Erzählerin. Allem gewachsen, Naturgewalten, Verlusten, Ehemännern. Ruuch eben. Obwohl selbst auf dem Festland groß geworden, hat die Ich-Erzählerin das Ideal der »Ruuchen Frauen« tief verinnerlicht. Nach der Geburt ihrer Tochter beginnt es, eine nagende Sehnsucht und zugleich ein Gefühl der Unzulänglichkeit in ihr auszulösen. Als ihr Alltag sich zunehmend erdrückend anfühlt, flüchtet sie auf die Insel, um zwischen Dünenketten, Wildgänsezug und verwehten Bunkeranlagen den Erzählungen und Erinnerungen nachzuspüren, von denen sie sich geprägt fühlt. Kann sie zu einer eigenen Lebensweise finden und sich zugleich in die Reihe jener Frauen einschreiben, die sie bewundert und liebt?

Der Roman stellt der großen Fiktion des Patriarchats die Fiktion der »Ruuchen Frauen« entgegen. Es geht um weibliche Selbstbestimmung zwischen Stärke und Härte, um familiäre Sozialisierungen und um die Wirkmächtigkeit und Brüchigkeit von Idealen.

NORA DEETJE LEGGEMANN, 1987 in Hannover geboren, aufgewachsen in Ostwestfalen. Studium des Literarischen Schreibens am Deutschen Literaturinstitut Leipzig sowie der Sozialen Arbeit und der Sozial- und Kulturwissenschaften in Berlin, Frankfurt/Oder und Wien. Nora Leggemann lebt als freie Autorin und Literaturvermittlerin in Berlin, schreibt für Zeitschriften, Anthologien und Theater, ist Preisträgerin des Kölner Förderpreis für junge Literatur (2022) und Mitglied im Verein »Junges Literaturinstitut – Verein für Literaturvermittlung Leipzig«.

E-Mail: n.leggemann@posteo.de



LESEPROBE

»RUUCHE FRAUEN«

*

Zuerst ist da ein Glänzen. Davon erzählten hinterher alle. Jenseits der Außenweiden, das silbrige Band vor der schwarzen Linie des Seedeichs. Und nach einer ganzen Weile erst die Frage: Warum glänzt es da? Die Rispen des Dünengrases stehen fahl und aufrecht. Der Himmel? Vielleicht hat der Vollmond durch einen Riss in den Wolken geschienen. Vielleicht war der Februarhimmel sternenklar.

War da ein Mond?

Sie erinnern sich, wie Großmutter plötzlich sagt: Das Wasser kommt über den Deich. Ganz erstaunt sagt sie es, wie wenn unvermutet eine hohe Person in der Tür steht, der Amtmann zum Beispiel, der einen sonst nicht beachtet.

Dat Water kummt.

Langsam strömt es in die Gräben der Grundstücksgrenze, steigt darüber hinaus, eine gleitende dunkle Masse, das Gluckern fast zärtlich. Nach Osten ist die Welt eine schwarze Fläche geworden. Die schnurgeraden Linien der Schlote sind verschwunden. Am Himmel ballen sich Wolken. Kein Mond.

Schon lecken Wellen an der Kellerwand unter dem Fenster, an dem sie sich drängen und staunend schauen. Großmutter ist besorgt: Hoffentlich werden die Deckbetten und Vorräte nicht nass. Nur gut, dass sie um diese Zeit keine Kurgäste haben. Im Innern des Hauses schwillt das Rauschen an, über den Kellerschächten bilden sich Strudel. Nur gut, dass sie so hoch und fest gebaut haben. Irgendwo bricht klirrend Glas.

Großvater erzählte ihnen später immer, das sei der Moment gewesen, als man sie wecken ging. Aber standen sie nicht die ganze Zeit schon am Fenster? Sie erinnern sich an das Glänzen und an Großmutter's Worte. Dat Water kummt.

Jetzt heult der Sturm an den Hausecken wie ein verlassener Seehund. Urgroßvater steht im Türrahmen, die Schiffermütze sitzt ihm schief auf dem Kopf. Das Vieh!

Haben die Kühe gebrüllt? Oder nur aus aufgerissenen Augen geglotzt, das Licht der Stalllaterne hell im irren Weiß? Großvater zog später die Hosenbeine hoch und zeigte die blauen Flecken, wo ihm die treibenden Melkeimer gegen die Knie geschlagen waren. Urgroßvater schaut zur Seite: Dieser Schwiegersohn vom Festland, der sich auf dem Weg zum Stall wieder und wieder umdrehen muss, weil er noch immer nicht gegen den Wind atmen kann. Erst ließen die aufgequollenen Knoten sich nicht lösen, dann wollten die Kühe den Schritt aus den Ständern in den Stallgang nicht tun. Mit Eimern und Heugabeln mussten sie sie durchs Wasser hinaus in die Dünen treiben. Wo kommt diese Erinnerung her? Gedankenverloren rühren Mutter und Onkel Hans in den blauzwieblig gemusterten Tassen mit Goldrand. Ganz deutlich sehen sie vor ihrem inneren Auge das flackernde Laternenlicht auf den Wellen um die Kuhbeine tanzen. Pferde- und Hühnerstall liegen erhöht, Großvater und Urgroßvater stapelten lediglich Sandsäcke vor die Türen. Man hoffte, dass die Hühner auf ihren Stangen blieben, und dass das Wasser nicht weiter steigen würde.

Die alten Akkermans in ihrem Häuschen! hat Großmutter noch gerufen, als Großvater und Urgroßvater gerade zur Tür hinaus sind. Ich geh und hol sie.

Großvater riss die Augen auf: Aber das Wasser, fürchtest du dich nicht?

Wovor denn, hat Großmutter geantwortet. Ich kann ja auf eine Düne steigen.

Großmutter und Urgroßvater nicken sich zu: man tau. Wer auf einer Insel geboren ist, weiß, dass er mit ihr untergehen kann.

Und weiter?

Onkel Hans erinnert sich, wie er Großmutter durch die steigende Flut zum Haus der Akkermans begleitete. Ein Kind von zwölf Jahren? Seid ihr wirklich gelaufen? Wie denn sonst. Der Traktor wurde erst später angeschafft. Die alten Akkermans saßen schon auf dem Küchentisch, über treibendem Hausrat und dem Inhalt des Plumpsklos. Weißt du nicht mehr? Darüber haben wir später in der Stubenecke hinter vorgehaltenen Händen gelacht.

Oh ja, sie erinnern sich. Dien Mauder het Mood. Mit salzigen Fingern flicht Frau Akkermann in der warmen Stube spinnbeinige Zöpfe ins Kleinmädchenhaar. Das evangelisch-reformierte Gesangbuch liegt neben ihr auf dem Sofa. Sie war selbst überrascht, als sie an Großmutterns Arm über die Schwelle trat und das aufgequollene Buch in ihrer Hand fand. Bewahre uns Gott, behüte uns Gott, sei mit uns auf allen Wegen. Ganz sicher ist sie nicht, ob sie da draußen alle gemeinsam gegen den Wind angesungen haben, oder nur in ihrem Kopf.

Ist euer Haus jetzt ganz kaputt? fragt die ältere Schwester, die längst schon tot ist. Ach wat. Herr Akkermann hält die Sofadecke vor den Schultern zusammen. Der Krieg ist schlimmer gewesen.

Für die Erwachsenen schüttet Großvater Rum in den Tee, in der Küche stellt Großmutter übriggebliebene Mittagssuppe auf den Herd und gibt Wasser dazu. Urgroßmutter sitzt am Schlafzimmerfenster. Noch hat die Flut das nahe Haus der Urgroßeltern nicht erreicht, aber in einer solchen Nacht ist es besser, bei den Kindern und Enkeln zu sein. Sie wischt sich die Hände an der Kittelschürze ab und schaut auf die Silhouetten der Kühe in den Dünen. Dass die nur nicht den Grünkohl aus ihrem Garten fressen! Zu den Vorräten im Keller wagt sich niemand hinab.

Dann Urgroßmutterns Stimme: Dat water geit taurügg!

Auf ihrem Lager in der Stubenecke streiten die Geschwister um die wärmste Decke. Schlaft endlich, sagt Großvater und geht noch einmal durch den Sturm nach den Tieren schauen. Alle Hufe und Federn sind trocken. Er wirft den Pferden Heu vor. Die Kühe kauen das harte Dünengras wieder.

Die alten Nachbarn schnarchen sich im Kinderzimmer den Schreck aus den Knochen. Das Schlafzimmer haben Urgroßmutter und Urgroßvater bezogen, Großvater richtet sich auf dem Stubensessel ein provisorisches Lager her und schläft auf der Stelle ein. Großmutter auf dem Sofa atmet so ruhig und leise wie ihre Eltern nebenan im Ehebett. Nur die kleine Femke lauscht in das Brausen und Plätschern hinaus. Im Kachelofen knacken die Scheite, ab und zu ertönt leises Rumpeln aus dem Keller. Vorsichtig rückt sie an ihre ältere Schwester heran, die sich zum Bruder dreht, sie aber nicht wegstößt. Die Hand ganz nah am schwesterlichen Rücken, schläft Femke ein. Kein Kind schreckt in dieser Nacht auf, und keine Soldatenträume treiben Großvater durchs Haus.

Im Morgengrauen schirrt Urgroßvater die Pferde vor den Leiterwagen und fährt über den höher gelegenen Binnendiekweg zum Strand. Noch steht das Wasser in den Gräben und Dünentälern, aber der Wind hat gedreht, und der Himmel reißt auf. Mit ihrer Ältesten öffnet Großmutter alle Fenster und hängt die klammen Federbetten hinaus. Als die Sonne über dem Seedeich aufsteigt, sammelt Femke ertrunkene Regenwürmer von den schmatzenden Wiesen. Lüttje Friedrich aus der ehemaligen Militärbaracke beim Flugplatz kommt rüber und hilft ihr. Wie halb Verhungerte stürzen sich die Hühner auf das labbrige Frühstück. Verstohlen ringt Urgroßmutter die Hände über dem versalzenen Garten. Bis der Brunnen gesäubert ist, werden sie das Wasser fürs Vieh vom Haus heranschaffen müssen.

Zum Elfuhrtee schaut ein Freund vorbei, dessen Haus und Land verschont geblieben ist. Bei Habbe Aggen am Ostland, erzählt er, sind die Stallungen zusammengebrochen. Die Pferde konnten sie retten, immerhin. Schäden an der Strandmauer, die Straße zur Reede und die Schienen der Inselbahn sind unterspült, und im Ort haben Bäume Dächer zerdrückt. Der olle Amtmann muss sein schönes großes Haus nu ganz neu machen. Dey arme Keerl. Im Radio berichten sie fortwährend über die Sturmflut im fernen Hamburg. Urgroßmutter legt eine neue Runde Kluntjes in die Tassen und gibt Tee und Sahne dazu. Wie hebben Glück hat, keen Minsk is umkomen! Der Reihe nach blickt sie allen ins Gesicht. Großmutter nickt, ihre Älteste tut es ihr nach. Verstohlen wischt Frau Akkermann sich über die Augen. Nach dem Morgentee war Herr Akkermann bei ihrer Kate. Fest legt Großvater ihm die Hand auf die Schulter: Wir helfen euch. Die Betten im Erdgeschoss sind trocken geblieben, Großmutter macht eins der Gästezimmer zurecht

KATINKA RUFFIEUX

»WINTERSAAT«

Hier werde man kein rechter Mensch, behauptet Großvater, bloß verrückt und pflanzt stoisch Ungarisches in den Garten. Aber es will in fremder Erde partout nicht wachsen, und auch die Familie verträgt das Unbekannte schlecht. Erst Jahre nach dem Freitod der Schwester geht die junge Icherzählerin gedanklich zurück in den »Fischbauch«, jenes Arbeiterhaus nahe einer Großstadt, das zuerst Heimat ist, dann Falle. Mutters Deutsch prallt hart von blumentapezierten Wänden, doch Vater stellt sich taub, träumt von exklusivem Rohmilchkäse und senffarbenen Sofas. Leisten kann man sich das nicht oder nur auf Pump, und Schulden sind so unschweizerisch wie Großvaters Spitzpaprika. »Wintersaat« erzählt von Grenzen, physischen wie psychischen und vom Wunsch eines Kindes nach Normalität und Zugehörigkeit. Die Geschichte erzählt aber auch von einer großen Schwesternliebe, die nie laut ausgesprochen zu einem dauerhaften Echo wird.

KATINKA RUFFIEUX, geboren 1968 in Zürich, arbeitete ursprünglich als Touristikerin und bereiste die Welt, bevor sie auf dem zweiten Bildungsweg die Matura erlangte. Sie begann ein Germanistik-Studium an der Universität Zürich und lies sich an der Schule für angewandte Linguistik ausbilden (SAL). Seit 2016 arbeitet sie freiberuflich als Redaktorin und Autorin. Sie ist Absolventin des Lehrgangs Literarisches Schreiben an der Volkshochschule Zürich. 2019 gewann sie mit der Kurzgeschichte »Streuner« den Schreibwettbewerb des Literaturhaus Zürich und schrieb im Folgejahr als Co-Autorin das Sachbuch »Auf den Spuren der Literatur« (Werdverlag). 2022 sendete das Schweizer Radio SRF ihren Hörspielkrimi »Kalter Kaffee«.

E-Mail: katinka.ruffieux@mac.com



LESEPROBE

»WINTERSAAT«

*

[An] den Mauern unseres Hauses glänzen Schuppen, je nach Licht mal hell, mal weniger, an guten Tagen rosa. Großvater behauptet, das Haus sei eine Forelle, und ich glaube das auch. Im Sommer steht ihr Maul weit offen, dann brauchen wir keine Schlüssel, im Winter hängen sie wie Fischköder um unseren Hals. Er ist nicht tot, der Fisch, ganz tief unten, hinten, dort wo wir nie hingehen, schlägt sein kaltes Herz. Ich höre es nur nachts, das Ohr an der Tapete. Da ist noch etwas Meer in seinen Adern, rauscht durch die Abwasserrohre rauf und wieder runter. Aber egal wie gut ich höre, meine Vorstellung reicht nicht aus für all das Salz, die Algen und Korallen und selbst wenn sie ausreichen würde, hätte ich doch wenig Ahnung, sagt Großvater, denn dazu müsste ich mit beiden Füßen ins Wasser.

Der Fischbauch, der ist riesig, aber wir müssen ihn teilen. Auf jedem Stockwerk gibt es drei Abteile, für jede Familie eines, und in den Abteilen Kammern, die hat man nie für sich allein. Meine Schwester und ich teilen unsere Kammer mit Großvater und das ist bestimmt nicht gesund.

»Hier wird man kein rechter Mensch«, sagt er und wir sorgen uns um unser Menschsein, »hier wird man bloß verrückt!«, und da sorgen wir uns um Großvater. Ständig sucht er einen Garten, den es hier nicht gibt, bloß Rasen, und auch davon nur ganz wenig. Aber vielleicht Sorge auch nur ich mich; der Rest meiner Familie macht sich nicht viel aus Sorgen.

»Vielleicht pflanze ich im Frühling Spitzpaprika«, sagt Großvater und ich nicke, denn von Paprika versteht er viel und auch von Gärten, war doch schon Großvaters Vater Gärtner und dessen Vater auch, und das geht noch viele, viele Väter lang so weiter. Mehr als etwas Erde braucht es dazu nicht, behauptet er, aber wir haben keine Erde – jedenfalls keine, auf der man stehen könnte – und so viel Besitzlosigkeit macht müde.

»Ein handwarmer Gurkensalat mit viel Knoblauch, das Hähnchen knusprig paniert und zum Dessert *Madártej* ... In der schwimmt echte Vanille, nicht bloß Aroma und Eiweißinseln so groß wie Kohlrabi. Aber ...«, und hier macht er eine Pause, so lange, dass wir denken, er sei schon wieder eingnickt, »nichts davon kann mich noch überraschen«, und er klingt tatsächlich verwundert. »Wenn es erst mal so weit ist, kann man getrost zu Bett und auch dort bleiben«, und wir widersprechen nicht. Großvater will regelmäßig sterben und am liebsten noch mit vollem Magen. Und ist er erst mal tot, dann will er heim nach *Győr* und in seinen Garten, weil in der kargen Schweizer Erde würde er glatt verhungern. Aber eine Rückkehr ist ganz und gar unmöglich, noch nicht mal tot darf er zurück in seine Heimat und das macht ihn noch viel müder. An solchen Tagen sprechen wir ungarisch mit Großvater; das beruhigt auch uns. Sie kommt unangestrengt, die Vatersprache, als lauerten die Worte schon auf meiner Zunge. Mutter spricht aus Prinzip nur noch deutsch und mit Akzent. Sie meint es gut, fegt damit durch unsere Wohnung, so gründlich wie die Menschen hier leben. Das Deutsch prallt hart von unseren Wänden, klingt immer nach Befehl, nie nach Bitte und tatsächlich spüren wir auf Deutsch viel schneller.

»Hier muss man etwas zu sagen haben, sonst hält man besser den Mund«, und ich weiß, was Großvater meint. Hier ist man selbst beim Reden sparsam. Er vermisst den *fecseg*, das leichte Gezwitscher seiner Heimat, das keinen Zweck erfüllt. Dafür seien sich auch die Männer nicht zu schade, behauptet er. Aber hier, hier werde die Zeit nicht verquatscht, sondern zu Geld gemacht! Das Sparschwein gehört in die Wiege eines jeden Schweizer Kindes und auch wenn wir keine Schweizer Kinder sind, schließen wir schon früh mit ihm Bekanntschaft. Mein Sparschwein ist ein Würfel, kanariengelb und mit verstecktem Eingang. Den Ausgang bewacht die Bank mit einem Schlüssel. Jeden sechsten Monat gehe ich beichten, den Kopf gesenkt. Genau wie Pfarrer Ott trägt der Bankmann schwarz und das auch werktags. Er steckt das Passepartout in die Unterseite des Würfels und ich bin stolz, wenn es möglichst lange klimpert. Den vielen Verlockungen am Kiosk widerstanden zu haben, klingt hell. Als ich Großvater davon berichte, fragt er, wofür ich sparen würde: Im Himmel gäbe es doch alles für umsonst. Aber ich bin dem Himmel noch nicht so nah wie Großvater und so gesehen ist das Sparschwein nötig, doch Großvater sieht das anders. Kinder seien dem Himmel noch viel näher, quasi engelsgleich – jedenfalls für eine kurze Zeit. Dass unsere Zeit schon abgelaufen ist, lässt er uns gerne und oft wissen:

»*Mindenségit!* Mädchen. Ihr stinkt schon wie das Haus. Ihr Fischköpfe!«, dabei riecht er nur den Lebertran. Davon wird man gescheit oder bekommt glänzendes Haar, mit etwas Glück sogar beides, sagt Mutter, also schlucken wir ihn täglich. Trotzdem behauptet Großvater, Demut stünde uns viel besser als dichtes Haar, und lehrt uns das Beten, stehend und auf Knien. Kniend mag uns Gott noch viel lieber, also knien wir lange und viel.

»*Én istenem, jó istenem*, guter Gott meine Augen sind schon müd, doch deine wach ...«
»Immer?«, frage ich.

»Immer!«, ist die Antwort. Und ich denke darüber nach, wie ich einen immerwachen Gott wieder aus dem Kopf kriege. Hat man seine Gedanken nämlich nicht mehr nur für sich, bekommt man ein schlechtes Gewissen, selbst dann, wenn man an gar nichts Böses denkt. Der liebe Gott versamt bei mir noch schneller als Großvaters Paprika und egal wie oft ich an ihm reiße, er bleibt von jetzt an eine Möglichkeit.

[Das] Sprachengewirr in unserem Haus ist babylonisch, nur reicht der Turm nicht bis in den Himmel. Dort, wo unser Name an der Türe steht, ist Schluss. Fünf Buchstaben, zwei Vokale, die mehr über unsere Herkunft verraten, als ich es tun würde.

»Irgendwann«, sagt Mutter, »verstreut der Herrgott uns in alle Welt.« Aber wir Fischbauchmenschen kommen schon von überall her, dürfen also bleiben. Wie lange, sagt Mutter nicht. Vater findet, der vierte Stock sei kein Zufall, das hätte schon alles seine Richtigkeit, eine verpflichtende. Er verkleidet die Wände mit seidenen Tapeten, installiert Boudoir-Lampen aus Kristall, nichts davon können wir bezahlen oder nur in Raten. Pünktlich Ende September kauft er sich den ersten *Vacherin Mont-d'Or*, wofür ihn Mutter genauso hasst wie für den beigeen Flokati. Eigentlich war der Teppich fabelhaft, zottelig wie ein alter Hund und in etwa so hygienisch, weil unsaugbar. Als eine Listerieninfektion Großvater niederstreckte – der Rohmilchkäse stand natürlich sofort unter Verdacht –, er auf dem Weg ins Bad gleich zwei Mal auf den Langhaarteppich kotzte, flog der Flokati raus. Am liebsten hätte Mutter Vater gleich hinterhergeschickt, einfach weil Vater Vater ist, und niemand kann raus aus seiner Haut. In die ist man eingenäht wie Mantelfutter. Aber ich mag Vaters Haut, sie ist so sanft wie er und auch im Winter etwas dunkler – ein My zu dunkel für unsere neue Heimat. Entdecken das die Leute flüstern sie Böses, laufen schneller, aber Vater hört sie nicht und hört er sie doch, dann bleibt er stehen und schaut verdutzt.

»Was denken die sich, Tochter ... Weißt du's?« Und weil ich es nicht weiß, gehen wir weiter. Insgeheim weiß ich es aber doch. Die Flüsterer denken: verlogen und schmutzig und nirgends daheim. Und wird etwas gestohlen, dann muss man nicht weit suchen. Aber das erzähle ich Vater nicht. Es fällt schwer, ihn nicht anders als glücklich zu sehen, und es fällt auch schwer, seine verrückten Einfälle nicht zu mögen – nur Mutter kann das! Als plötzlich eine monströse Sitzlandschaft angeliefert wird, sind wir begeistert, Mutter nur alarmiert. Dass das Sofa nicht durch die Wohnungstüre passt, verkauft ihr Vater als Schicksal (als launisches) und da helfe kein Jammern, nur Erfindergeist. Nach langem Hin und Her – ein Transport über den Balkon kommt genauso wenig in Frage wie das Retourneren – wird die Polstergruppe kurzerhand zersägt und durch die Türe gequetscht, dann neu zusammengewürfelt. Auf Anhieb sieht man die Bruchstelle kaum, geschickt drapieren wir die mitgelieferten Kissen, aber für Mutter bleibt das Sofa zerstückelt, etwas, das nie mehr ganz heil wird. Sagen tut sie kein Wort, aber ich merke es an der Art, wie sie sich draufsetzt. Großvater tauft das *Sofa Taj Mahal*, wertet es als großes Zeichen einer noch größeren Liebe, nur sei Mutter noch nicht tot und das Sofa senfgelb. Fast alle können darüber lachen.

Tags darauf kommt auch noch ein Schrank. Er ist kreisrund und schlank wie eine Litfaßsäule und er ist für meine Schwester und mich. Wir sind ganz aus dem Häuschen, schneiden Blumen aus den Resten von Vaters Seidentapete, vorwiegend blaue: Hortensien, Iris, Vergissmeinnicht. Statt Werbung kleben wir sie kreuz und quer. Als Schrank taugt der Schrank nicht viel, dafür als Teleporter. Noch passen wir beide rein, meine Schwester und ich, aber nur knapp. Ich liege, den Rücken in der Kurve, sie kauert, die langen Beine angewinkelt. Wir beamen uns weg, flüsternd, damit unser Versteck noch eine Weile versteckt bleibt, reden über Unwichtiges aber auch übers Fortgehen.

»Wandern Forellen?«, frage ich ins Dunkel. Es ist stickig, riecht nach ungewaschenen Füßen. Sie stoßen in meinen Bauch. Statt einer Antwort bläst meine Schwester ihre Haare aus der Stirn. Ich weiß, der Pony sitzt schief und mitten auf der Stirn, genau wie meiner.

»Wandern? Wohin?«

»Na fort ... du Fischkopf!«, sie ahmt Großvater nach und wir müssen lachen, aber nur ganz leise.

»Müssten die nicht schwimmen?«, fragt sie. »Mehr fällt mir zu Forellen nicht ein«, und wir prusten los, lachen bis die ineinandergreifenden Wände des Teleporters gegeneinanderschlagen. Der Schrank ist famos und Vater bestimmt ein Genie, aber mein Hirn ist nicht mehr verlässlich, bekommt zu wenig Sauerstoff.

»Willst du denn fort?«, fragt meine Schwester.

»Na klar. Irgendwann bestimmt!« Nach Kalifornien sage ich nicht. Träume, die man ausspricht, haben ausgeträumt.

»Warum?«, und ich glaube, die Frage ist ihr wichtig. Darum überlegte ich gut, was am Fortgehen so toll sein soll. Viel Erfahrung habe ich nicht. Eigentlich gar keine.

»Na wegen dem guten Gefühl ... Wenn man zurückkommt«, und da kann ich so falsch nicht liegen. Ich liebe den Fischbauch, unsere Kammer, den Geruch meiner Menschen. Meine Schwester bläst sich ein zweites Mal den Pony aus der Stirn, aber er klebt schon fest. Der Schrank ist mehr U-Boot als Teleporter.

»Na dann müssen wir in Zukunft jede Menge fort ...«, sie sagt das sehr feierlich, fast wie einen Schwur.

»Unbedingt! Und am besten reisen wir gleich jetzt. Sofort!«, denn hier gehts ums Überleben. »Wasch dir das nächste Mal gefälligst die Füße. Stinker!«

»Gar nicht Stinker«, kommt die Antwort und ich weiß: Meine Schwester streckt mir gerade die Zunge raus. Ich lege die Hände an die Wand und drehe uns zurück. Das Licht trifft mitten in den offenen Teleporter und für einen Augenblick sehen wir nicht viel mehr als Staub, der tanzt. Wir haben ihn ganz schön aufgewirbelt.

ANETTE SELG

»DAS JAHR, BEVOR ICH VERSCHWAND«

In der Mitte ihres Lebens will die Erzählerin – Mom, Ehefrau, Lehrerin – für ein Jahr in die Fremde. Ihr Sabbatical ist bewilligt, der Mann und das Kind sind einverstanden, doch dann fängt etwas ganz anderes an. Das Jahr vor dem großen Aufbruch, in dem sie von Träumen und Sehnsüchten überrollt wird, von Erinnerungen an erste und letzte Lieben, an Wegkreuzungen, Kehrtwenden, Geburt und Tod. Wie ist sie zu der Frau geworden, die sie heute ist? Was lässt sie zurück, wenn sie aus dem eigenen Leben verschwindet? »Erzählt wird mein Roman von dieser Fremden, die sich in meinem Leben breit gemacht hat, in meiner Küche sitzt, in meinem Bett schläft. Sie kennt meine Träume, Tagebücher und Briefe. Wildert in meiner Vergangenheit. Und während ich mich in meinem Leben verliere, findet sie darin Geschichten. Lustvolle, wilde, verheerende. Ich schreibe mit und staune.«

ANETTE SELG, geboren 1968, studierte Anglistik und Romanistik in Lyon und Heidelberg. Sie arbeitete als Lektorin und Herausgeberin für die »Andere Bibliothek«. Als freischaffende Autorin und Journalistin schrieb sie für *Deutschlandfunk Kultur*, *SWR*, *NZZ* und *mare*, war Stipendiatin in Schöppingen, Schreyahn, Ahrenshoop und im Döblin-Haus in Wewelsfleth und las 2003 beim Open Mike in Berlin sowie 2008 beim Bachmann-Wettbewerb in Klagenfurt. Seit sieben Jahren unterrichtet sie Englisch und Französisch an einem Oberstufenzentrum. 2023 hat sie ein Sabbatical genommen und ist seit Ende Mai von einer mehrmonatigen Reise durch Vietnam und Laos zurück. Anette Selg lebt mit ihrem Mann und ihren zwei Kindern in Berlin.

E-Mail: post@anetteselg.de



LESEPROBE

»DAS JAHR, BEVOR ICH VERSCHWAND«

*

Februar

Morgens mit der Ringbahn in die Schule. Sonnenplatz. In der Ferne glitzert der Fernsehturm. Die bunten Containerstapel im Westhafen. Der Januar ist nur so vorbeigeflogen und irgendwann habe ich es Darling und Kim erzählt mit dem Sabbatical, dass ich Pause brauche von der Schule, meine Kraft immer weniger wird und ich das nicht will: genervt sein und schlecht gelaunt mit meinen Schülerinnen und Schülern.

Denn wenn wir uns vertrauen, niemand Angst hat, dann können auch alle denken und was lernen. Mein Lehrerinnencredo eben. Und dann, etwas verhaltener, dass ich einfach mal wieder allein sein will. So eine Sehnsucht hab, nach gar nichts mehr tun müssen und nur bei mir sein. Kim hat mir sehr aufmerksam zugehört. Darling auch, aber er sah etwas nachdenklich aus dabei. Erst mal vielleicht ein paar Monate irgendwohin reisen, habe ich dann gesagt. Wir wollen auch verreisen, meinte er nur dazu. Oder, Kim?

It's a funny time of year, singt Beth Gibbons jetzt in die Nacht und *yes*, denke ich. Wirklich. Ende Februar und keine Knospen an den Bäumen und auch keine Autos auf den Straßen, um zehn Uhr abends in Vorpommern. Ich gleite durch Schwärme weißer Leuchtfische, die die Windschutzscheibe attackieren. Das Auto schreibt eine letzte schwarze Kurve auf der schneebedeckten Betonplatte, im Haus ist es eisig. Am nächsten Morgen liegt der See vor dem Küchenfenster zugefroren und strahlt so hell, dass ich die Augen zusammenkneife. Ich mag Anfänge. Wochenendanfänge, Buchanfänge, Liebesanfänge. Hals über Kopf, *head over heels*. Vielleicht kann ich nur Anfänge? Ich mache mir einen Frühstückstee und setze mich vors Küchenfenster, die Knie gegen den alten Kneipentisch gelehnt.

Wieviel Kraft und Energie ich für Anfänge habe, immer schon hatte. Was für ein Glücksversprechen darin steckt und wie wenig Angst. Angst kommt immer erst danach auf, nach Widerständen und Gegenwind, wenn die Wogen sich glätten, Stillstand herrscht. Vielleicht sogar Sorglosigkeit, Zufriedenheit. Dieser Tag in Paris, dieser Abend im Frühling! Dieser eine Tag nach der ersten Nacht in der Stadt, in der ich bei einem Bekannten übernachtet hatte, den ich vom Studium kannte, der nicht sehr nett war, pickelig und stotterte. Der nachts im Doppelbett fragte, ob er näher rücken dürfte, mich in den Arm nehmen. Ich nur einen Grunzlaut von mir gab und es nicht fassen konnte, mich in meine Decke gewickelt ans Ende der Matratze legte. Irgendwann eingeschlafen bin und am nächsten Morgen ohne Worte meine Sachen gepackt. Hatte keine Angst, war nur so wütend und bin abgezogen und hab in der Jugendherberge bei *Les Halles* eine Nacht im Sechserzimmer gebucht.

Dann aber die alte Dame angerufen, bei der eine Freundin vor einigen Jahren ein Zimmer hatte. Die gar nicht mehr vermietete, aber dann kam ich an und sah so jung aus und so lebendig, meinte sie später, und hat mich in ihr volles Wohnzimmer geführt mit Blick auf den Eiffelturm, es wurde bald Abend und er glitzerte von oben bis unten, und hat mir dann das kleine Zimmer gezeigt hinter der Küche, mit einem schmalen Bett, Kommode und Schreibtisch in einer Reihe, Fenster zum Innenhof, das ich für den ganzen März mieten konnte. Vor dem zweiten Weltkrieg sei sie mit ihrem Mann, dem Handelsreisenden, durch ganz Europa gefahren im Wagen mit offenem Verdeck, und sie im Pelz, und so sei sie in Paris gelandet. War sie aus Bulgarien? Ich erinnere mich nicht mehr an viel. Nur an eine kleine Notiz, weil ich sie in mein Tagebuch geklebt hab: *Ihre Frau Mutter hat angerufen*, mit blauem Kuli auf einem Briefkuvert, in eckiger, ungelenker Schrift.

An diesem Märzabend jedenfalls, als ich aus wieder aus ihrem Haus kam, die Straßen dunkel wurden und leuchtend, da hab ich mich in einer großen hellen Brasserie allein an einen Tisch gesetzt, hab *entrecôte* bestellt und ein Bier und mir vom Nebentisch eine Zigarette geholt, bei einem älteren Paar, das mich anlächelte dabei, und war so glücklich. So erleichtert, weil ich ein Zimmer hatte in Paris für die nächsten Wochen, so stolz auf mich und froh, weil die kleine Dame mir nicht hatte widerstehen können, ich das alles in einem Tag geregelt hatte. War ganz bei mir. Ganz in diesem Moment. Im Glück. Perfektes Essen, gutes Bier, rauchen, was ich fast nie tat, und die Lungen weit offen. Die Leute um mich herum gesehen an den Tischen, aber ganz in mir war. Mit mir glücklich war und zufrieden, wie ich komischerweise jetzt im Moment glücklich bin, wie ich hier sitze, *no blossoms on the tree*, aus dem Fenster schaue, ganz allein. Die Familie in Berlin, die Schule, das Lehrerinnendasein. Krieg, Erdbeben, Hanau. Meine Fresse. In mir ein Schluchzen sitzt – und es trotzdem tröstlich ist, hier einfach aus dem Fenster zu schauen.

...

März

Nach dem Aufwachen komm ich nicht raus aus meinem Film. Darling schläft noch. Leise gehe ich in die Küche, koche mir Tee und sitze wieder mit Roy nach karibischem Huhn und *apple crumble* am Tisch. Darling und Kim waren bei Freunden auf dem Land, und ich sitz da in einer alten Jeans, die mir etwas zu eng ist, und einem weißen langärmligen T-Shirt. Auf dem Tisch brennen Kerzen in seltsamen Gläsern, auf einem klebt vergilbtes Buntpapier, das hat Kim noch in der Kita gebastelt. Roy sieht wunderbar aus, sehr zart sehr hoffnungsfroh sehr jung. Irgendwann am Nachmittag hab ich im Wohnzimmer noch das Gästebett aufgebaut, den Streifenteppich aus Mexiko über die Decken geworfen, später dann die Tür zum Schlafzimmer geschlossen. Hab geduscht, Haare gewaschen und jetzt sitzen wir uns gegenüber und trinken Birnenschnaps. Kann ich eine rauchen?, fragt er. Ich öffne die Balkontür, es ist eisig, und ich hole meine Jacke. Roy steht draußen in seinem Pullover und zieht an einen schmalen Joint. Magst du?, fragt er. Ich stell mich neben ihn, mein Anorakärmel raschelt an seiner Pulloverschulter. Ich fühle mich seltsam. Schau hinunter auf den Innenhof, der zerbrochene Asphalt kommt näher. Bedrohlich einladend. Ich mache einen Schritt nach hinten und lehne mich gegen die Hauswand. Aus der Küche fällt ein kleines Licht auf uns. Denke, der is über zwanzig Jahre jünger. Roy lehnt sich neben mich, hält mir noch einmal den Joint hin, unsere Finger berühren sich länger als beim ersten Mal. Ich treff mich nachher noch mit Kumpels, sagt er. Ich atme ganz langsam und konzentriert den Rauch ein. WTF, denke ich, stehe ganz ganz leicht werdend auf dem Berliner Balkon neben Roy und sitze irgendwann in der Küche mit dem Rücken zum Tisch auf seinem Schoß. Der Stuhl knackt. Hoffentlich nicht der geleimte, denke ich. Hab meinen Anorak noch an. Seine kalten Hände auf meinem T-Shirt. Meine Wange an seinem Kopf. Spüre seinen Schwanz. Hab nichts gesagt, nur irgendwann den Kopf zu ihm gedreht auf dem Balkon und ihn schmetterlingsleicht auf den Mundwinkel geküsst. Sein schmaler Mund, sein dunkles Gesicht und da irgendwann hab ich die Orientierung verloren. Nicht im Raum, aber in der Zeit. Da war ich neunzehn und mit Hagen und liebte ihn mit Haut und Haar und versank in blauschwarzen Tiefen. Und irgendetwas von diesem Wasserblau umgab auch Roy und mich in dieser Nacht, auf der rauen, nie benutzten Mexikodecke, die ich genau deshalb aufs Bett gelegt hab. Ich will nicht an Roy denken. Aber jetzt hab ich nur noch mein T-Shirt an, sitze wieder und noch immer auf seinem Schoß, sehe auf unser geteiltes Bücherregal im Wohnzimmer, Darling rechts, ich links, bewege mich sehr langsam, sehr vorsichtig, verliere mich – und danach stehe ich mit ihm an der Tür und löse mich etwas zögerlich aus seiner Umarmung. Wir lächeln uns an, küssen uns nicht zum Abschied. Es ist hellgrau draußen. Ich gehe ins Bad, werfe den Gummi weg, schau in mein entspanntes, müdes Gesicht. In Reifeprüfung geht Judy Winters Mann auch mit Nastassja Kinski ins Bett. Denke Macron, denke *The Graduate*, ein Albtraum diese Mrs Robinson, aber wahrscheinlich war sie furchtbar einsam mit ihrem alten Mann, war sicher noch keine vierzig. Mit zwanzig geheiratet, schwanger und am Ende rennt die Tochter mit dem Liebhaber der Mutter davon.

Ein paar Mal haben wir uns noch in der Wohnung einer Freundin getroffen, verließen das Bett nicht. Redeten über Filme, *Black Panther* mochten wir beide. Über seine Pläne nach dem Abi. Südostasien? Südamerika? Ich kochte Rührei und wärmte Bolognese auf, die ich mitgebracht hatte. Wir tranken Kaffee und Rotwein, rauchten Roys schmale Joints und schliefen miteinander. Wenn ich Aufsicht hatte, sah ich ihn manchmal auf dem Pausenhof der Nachbarschule. Und irgendwann stand er nur noch neben diesem Mädchen mit langen braunen Haaren, schön wie die junge Mariel Hemingway in *Manhattan*. Du siehst scheiße aus, sagte Frau P im Lehrerzimmer zu mir. Ich hab Ärger, sagte ich. Aber nicht einmal Frau P, von der ich wirklich viel wusste. Tantra-Seminare, Yoni-Massage, Ejakulations-Workshops. Nicht einmal Frau P erzählte ich von Roy.

SAMIA SUSANN TRABOLSI

»ICH, SOMMERTOCHTER«

Es ist eine ungewöhnliche Liebesgeschichte, zumal für die DDR: 1978 folgt die 23jährige Mutter ihrem syrischen Ehemann in dessen Heimat. Neuanfang in einem exotischen Land, Schleier, 38 Grad im Schatten, deutsche Kuchenkränzchen mit Sahne, Schüsse auf dem Balkon, Angst beim Wäscheaufhängen. Eineinhalb Jahre später flieht die Mutter mit ihrer dort geborenen Tochter in die DDR zurück, fürchtet die Stasi und die Entführung des Kindes durch den Ehemann, der während der Putschversuche 1980 zufällig verhaftet wird. 19 Jahre Ruhe, bis der Vater entlassen wird, und ein Brief von ihm die Tochter erreicht. Im gleichen Sommer noch reist sie zu ihm. Die Autorin verwebt die Fluchtgeschichte der Mutter mit Anekdoten von elf glücklichen Sommern in Syrien, als sie die »Sommertochter« war, bis 2011 der Krieg begann. Eine Erzählung, die die Lücken im Leben betrachtet, die Lücken der Erinnerung und die Angst vor dem endgültigen Abschied.

SAMIA SUSANN TRABOLSI, als Tochter einer Deutschen und eines Syrers in Lattakia geboren, kehrte mit der Mutter in die DDR zurück – ins Aufnahmelaager für Rückübersiedler. Journalistin für Zeitung, Radio, TV und angeschlossene journalistische Ausbildung beim NDR. Medienpreis »Sofie« für die Radio-Serie »Wir sind vom selben Stern – Muslime in Mecklenburg-Vorpommern«. 2009 schloss sie ein Drehbuchstudium an der Dffb an. Drehbuchautorin beim NDR für ihren ersten Spielfilm 2016. Seit 2017 schreibt sie Prosa und Lyrik, hat Auftritte mit der »Storytelling Arena Berlin«. Nahm teil an der Lyrikausstellung der »Bremerhavener Stadtkirche« und war 2021 Prosa-Stipendiatin bei der »VG Wort« sowie Stipendiatin beim »Kunstsommer Irsee« in der Prosaklasse 2022 und Lyrikklasse 2023 bei Martin Piekar.

E-Mail: samsume@web.de

LESEPROBE

»ICH, SOMMERTOCHTER«

*

WINTER 2023: DAS ERDBEBEN

Es hat ein Erdbeben gebraucht, damit ich zum Hörer griff. Häuser in der Türkei und Syrien waren eingestürzt, auch die Nachbarhäuser meines Vaters in Lattakia. Meine Halbschwestern warteten darauf, dass mein Vater die Wohnung verließ. Doch er wollte nicht. Ich bekam die Nachricht von meiner jüngsten Halbschwester Maya. Daraufhin rauchte ich vier Zigaretten hintereinander – für jedes Jahr, in dem ich ihn nicht angerufen hatte, eine. Dann wählte ich seine Nummer. Er ging sofort ran. Wir lachten über mein schlechtes Arabisch und seinen Versuch, nach vier Jahren Deutsch zu sprechen. Es fühlte sich an, als fiele eine Last von mir. Am Ende versprach ich ihm, nach Syrien zu kommen, wenn er das Haus verließ. Ich sagte, dass er dickköpfig ist, seine Töchter und seine Frau im Auto auf ihn warten. Er erwiderte, es sei zu kalt draußen. Dann folgte ein Schweigen. Er wolle noch beten. Eine Stunde später bekam ich die Nachricht von Maya, dass alles gut sei, mein Vater habe auf mich gehört, auf seine Sommertochter, seine erste, liebste, wie er immer sagte, wenn keiner zuhörte. Ich weinte. Nicht, weil er die Wohnung verlassen hatte, sondern weil ich es geschafft hatte, ihn anzurufen. Ich fragte mich, ob es das jetzt gewesen ist. Ob so unsere Geschichte endet.

Vor sechs Jahren beschlich mich das erste Mal das Gefühl, die Nummer meines Vaters nicht wählen zu können. Es war Fastenende. Ich wollte gratulieren und schickte am Ende eine Nachricht über Facebook. Ein Jahr zuvor wollte mein Vater nach Deutschland, sein Visum war fertig, aber er packte seinen Koffer nicht. Erst war ich wütend, dann erleichtert und später kam das schlechte Gewissen.

SOMMER 2000 – die erste Reise

Während ich im Bus darauf warte, dass mein Herz und Kopf sich beruhigen, erinnere ich mich an meine erste Reise vor zehn Jahren. Meine Rückkehr ins Land meiner Geburt. Ein fremdes Land. Ich hatte einen Vater besucht, den ich nicht kannte. Sein Deutsch war gut. Noch immer gut, korrigierte er. Er benutzte Wörter wie »wunderbar« und seine Grübchen saßen ungewöhnlich nah über dem Mundwinkel, der sich beim Lachen 90 Grad bog. Eine Katze aus einem Cartoon, die immer lacht. Vom Flughafen waren wir zu meiner Tante Malak gefahren. Das war die erste Station nach meiner überraschenden Ankunft. Im kurzen Schlafanzug begrüßten mich Verwandte, an die ich mich nicht erinnern konnte. Sie machten Fotos und tranken Kaffee morgens um fünf. Ich trug einen langen Rock, als käme ich vom Kirchentag. Dann sollte ich tanzen. Das war die Zeit von Britney Spears in Syrien. Britney war 2000 eine große Nummer und ich kannte ihre Moves nicht. Meine Cousinen waren enttäuscht.

Die erste Nacht. Ich hatte geschlafen und mein Vater hatte mich betrachtet, mein Gesicht gestreichelt und geweint. Freudentränen nach zweiundzwanzig Jahren. Ich hatte keine Tränen. Ich war ein müder Teenager, der auf einer Reise in die Vergangenheit war, ohne die Mutter eingeweiht zu haben. Es war mein erster Sommer von elf. Ich wurde die Sommertochter.

Im Taxi hatte mir mein Vater feierlich ein Blatt mit arabischen Vokabeln überreicht, die wichtigsten Sätze, die er für mich gesammelt hatte. Da stand so etwas wie »Guten Morgen«, »Ich habe Hunger«, »Wie geht es Dir«, »Mir geht es gut« und »Ich liebe Dich – Ana bahabek«.

Unbekannte Cousinen, Tanten, Halbgeschwister riefen mir entgegen: »Ana bahabak!« Überall hörte ich ihr »Ich liebe Dich«. Die ganze Straße schien zu rufen »Ana bahabek«. Manchmal fragte eine Cousine: »Bist du eine Miss oder Mrs«, bist du »Jungfrau?« – mit einer Selbstverständlichkeit wie die Frage, wieviel Zucker man in den Kaffee möchte. »Ana bahabak. Willst Du Zucker? Bist Du Jungfrau?« Auch die Frau meines Vaters überhäufte mich mit ihrem »Ana bahabek«, immer dann, wenn jemand zuhörte. Als der Krieg kam, wusste ich, sie hat gewonnen. Ich komme nicht wieder.

Die Hände meines Vaters tippen auf Facebook Nachrichten unter Fotos, die alle lesen können, und finden den richtigen Knopf nicht, wenn das Handy klingelt. Wenn die Hände meines Vaters versuchen, ein Tablett mit Kaffee zu tragen, zittern sie. Die Hände meines Vaters sind zwei tollpatschige Hühner, wie seine Füße. Sein linker Fuß dreht sich nach innen, immer wenn er müde ist, so wie meiner. Manchmal zieht er die Sandale schlurfend hinter sich her, sodass es ein hässliches Geräusch gibt. Mich hat das gestört, elf Sommer lang. Heute erschrecke ich mich im Supermarkt, wenn eine schlurfende Sandale zu hören ist. Aber noch mehr als das Schlurfen vermisse ich sein Lachen. Trotzdem rufe ich nicht an. Dazu bräuchte es noch ein Erdbeben. Ich habe Angst, dass Maya am anderen Ende weint und ich das Weinen deuten muss. Oder dass ich aus Erleichterung weine, wenn man mir antwortet, er schlafe schon.

SOMMER 2003, die dritte Reise – NIEMANDSLAND

Ich sitze in der brütend heißen Sonne im Niemandsland zwischen Türkei und Syrien und trinke Tee. Syrische Grenzbeamte auf einem Hocker vor einem kleinen Häuschen neben der Schranke blättern in ihren Zeitungen. Wollen 30 Euro. Ich habe keine. Als ich laut schimpfe, zieht ein Beamter meinen Fahrer am Ärmel heraus. Ich sehe die übrigen Grenzbeamten hinter der Schranke, die unbeirrt weiter Zeitung lesen. Mein Taxifahrer sitzt sichtlich entspannt mit dem Beamten unter einem Baum. Niemand kümmert sich um mich. Wann wir weiterfahren? Ein »Problem mit dem Vergaser«. Das ist ziemlich sicher ein Fake, denke ich mir. Habe genug Erfahrung gesammelt in drei Jahren Syrien- Türkei-Grenzüberquerung. Ob ich nach Syrien wolle. Wohin denn sonst? Verlasse meinen Platz auf der Rückbank. Hinten ist anständig, der Beifahrersitz nicht. Ziehe meinen Koffer unter einen Sonnenschutz, zehn Meter entfernt von der nächsten Schranke und den Zeitunglesenden Schnauzbärten. Trotz Mittagssonne sind die Uniformen zugeknöpft. Das nächste Taxi soll meins sein. Die syrische Grenze 3km entfernt und kein Taxi weit und breit. Nur das hinter der Schranke, dessen Fahrer in der Sonne sitzt. Bitte den Tee trinkenden Taxifahrer, mir mein Geld zu erstatten, um zu Fuß bis zur syrischen Grenze zu gehen. Doch zu Fuß ist nicht erlaubt, ich soll auf ein Taxi warten. Bin mir sicher, dass ich es mit Erpressern zu tun habe. Könnte mich ohrfeigen, dass ich nicht genug Geld mitgenommen habe. Ich frage, ob das Taxi mich zurück zur Busfirma in Kilis bringen kann. Da habe ich ja bereits bezahlt. Auch das wird abgelehnt, weil mein Taxi mit dem alten Vergaser nicht mehr fahren darf. »No going!« Feierabend. Ich sehe mein Teeglas, halbvoll, das man mir eben noch angeboten hat, kann mich keinen Schritt bewegen, darf die Schranke nach Syrien nicht passieren. 38 Grad. Kopfweh. Betrüger! Mein Kopf rattert. Nur keine Angst zeigen. Einfach locker tun. Will mein nervöses Gesicht nicht zeigen, putze den Staub von meinen Schuhen. Der Schnauzbart bringt mir mein Teeglas von der anderen Seite, muss nachdenken. Überlege, ob sie schießen würden, wenn ich losrenne.

Bremsen. Staubwirbel im Staub. Ein neues Taxi. Gottseidank, ich bin nicht allein. Der Schnauzbart zieht den parkenden Taxifahrer aus seinem Wagen. Den stört das scheinbar nicht. Schräg. Auch dieses Taxi soll ein Problem mit dem Vergaser haben. Bewegung im Irrenhaus. Großes Theater. Hurensöhne, denke ich und verkneife mir zu schimpfen. Werde ruhiger. Mein Teeglas ist leer, habe Durst, zügeln meine Wut, hat mich ja bisher in miese Situationen gebracht, wie die Strumpfhosenskontrolle oder meinen ersten großen Ausraster, als ich meinen Vater das erste Mal besuchte und ich beim Rückflug trotz deutschen Passes plötzlich Syrerin sein sollte und man 30,- Euro wollte, Visageld, das mein Vater und ich nicht hatten, und keiner verstehen wollte, dass ich Deutsche war und keine Erlaubnis zum Ausreisen brauche und auch kein Geld. Damals hatte ich den Beamten als »Esel« beschimpft – eine meiner ersten Vokabeln auf Arabisch. Während ich das Flugzeug schliesslich betreten durfte, wurde mein Vater verhört. Ich weiß noch, dass ich meine Hände vor den Mund pressen musste, damit ich beim Weinen nicht zu laut war. Später lernte ich, Zollbeamte und Polizisten zu foppen, ohne sie zu reizen, ohne mich oder meinen Vater zu gefährden. Ich erinnere mich heute an meine Mutter, wie sie damals Leute um die Finger wickelte und dumm tat, wenn man sie vor der Kirche abfangen und erpressen wollte, IM zu werden.

Endlich. Ein neues Taxi. Die Insassen zücken entspannt ihr Portemonnaie. Ich bitte sie, mich mitzunehmen bis Aleppo. Wie ich hiesse. Wohin ich möchte. Ich gebe Auskunft, das ist hier normal und erfahre, dass einer der beiden meinen Vater aus Tadmour kennt, er damals mit ihm inhaftiert wurde, ebenfalls ohne Anklage und er von der deutschen Tochter gehört hatte und sein Taxi einen fabelhaft funktionierenden Vergaser habe... Die Welt ist klein, besonders im Gefängnis und an Grenzen. Nun weiß ich, dass ich Bakschich für die Grenze einplanen muss, falls es mal wieder ein Problem mit dem Vergaser geben sollte.

KATHARINA WALSER

»KAMENSKO INTERNATIONAL«

Kamensko ist der Geburtsort von »Baka«, der Großmutter des erzählenden Ichs. Für sie wird das kleine Dorf mit seinen unfertigen Häusern und der überbordenden Gastlichkeit in einem langen Sommer zum Ausgangsort des Erinnerns. Sie befragt *Kamensko* als *Herkunftsort* und als *Ankunftsort*, denn er steht sowohl für Fortgang der Großmutter als Gastarbeiterin in den 60er Jahren als auch für die Rückkehr der Familie in jährlich wiederholten Sommerreisen. Aber *Kamensko* an der Grenze zwischen Kroatien und Bosnien wird auch als geschichtlicher und politischer *Zwischenort* lesbar, der von vielen historischen Brüchen gekennzeichnet ist und bis heute von widersprüchlichen kulturellen Erzählungen geprägt wird.

»Kamensko International« ist die Erzählung eines langen Sommers in Kroatien und zugleich die Spurensuche einer migrantischen Familiengeschichte in zweiter Generation. Von einem Ort zwischen ländlichem Nationalstolz und internationalem Mythos, und einer Familie zwischen Deutschland und Kroatien, zwischen Erinnern und Vergessen.

KATHARINA WALSER, studierte Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft an der LMU München und der Yale University. Sie ist Übersetzerin und Redakteurin bei Condé Nast Germany und Herausgeberin des Literaturmagazins *zarte Horizontale*, das sich vor allem der Netzwerkbildung und Nachwuchsförderung literarischer Autor*innen widmet. Als freie Autorin schreibt sie für *54Books*, *Glamour* und *ZEIT Online*. Ihre Themenschwerpunkte reichen von Klassismus über Postmigration bis zur Mode. Unter dem Namen *katharina.filipa* nimmt sie auf Instagram Stellung zu Gerechtigkeitsfragen und tagesaktuellen politischen Diskursen.

E-Mail: katharina.filipa@gmail.com



LESEPROBE

»KAMENSKO INTERNATIONAL «

*

I / runter

Vergangenen Sommer war ich so lange wie noch nie *unten* – also in Kroatien. *Unten* hat sich als Ortsangabe etabliert. Nicht nur für mich, sondern auch für viele andere mit süd-ost-europäischer Familiengeschichte, für die sich durch geografische Bewegungen auch sprachliche Blickpunkte verschoben haben. Geblickt wird nun häufig von Deutschland aus, dem Land Westeuropas mit der höchsten Einwohnerzahl der ex-jugoslawischen Diaspora.

Runtergefahren sind wir in meiner Erinnerung immer schon, doch eine ganze Zeit lang standen der obligatorischen Sommerfahrt erst Hausarbeiten und Semesterjobs, dann familiäre Krankheitsfälle entgegen. Nun, nicht gänzlich entgegen, denn gefahren sind wir meist trotzdem, nur eben wesentlich kürzer und ich immer mit einem Laptop auf dem Schoß. Meine Tastatur ist mittlerweile in den Zwischenräumen nicht mehr sauber zu kriegen – wegen der zeremoniellen, künstlich leuchtenden *Pipi Limo*, die ich jedes Mal an der ersten Raststätte nach der slowenischen Grenze kaufen muss, trotz unebener Straßen, die vor uns liegen.

Diesen Sommer, zum ersten Mal in vertraglich und finanziell stabileren Verhältnissen, nahm ich den Laptop zwar mit (denn so stabil, einfach sechs Wochen unbezahlten Urlaub nehmen zu können, waren die Verhältnisse auch wieder nicht), während der Fahrt habe ich allerdings weder geschrieben noch korrigiert, sondern aus dem Fenster gesehen. Mit Vorfreude, die der Geschmack der viel zu süßen Orangen-Limonade ausgelöst hat, beobachtete ich endlich wieder aufmerksam die Veränderungen im Landschaftsbild und der Architektur, die am Fenster vorbeiflogen.

Slowenien ist das Bindeglied zwischen deutschsprachiger Sauberkeit und slawischer Rauheit, wo sattgrüne Vorgärten, gepflegte Fassaden, Apfelbäume und Zwiebeltürme, mit *Autogrill*-Restaurants, Plastik-Gartenstühlen, felsigen Kanten und breiten Pinien konkurrieren. Mein Blick aus dem Fenster war weniger ein Betrachten mit neugierigem Interesse auf unbekannte Umwelt, als ein versunkenes Zusehen wie bei einem Film, den man schon unzählige Male gesehen hat und den man immer und immer wieder bewusst in sich aufnimmt, um in der vertrauten Stimmung seiner Bilder zu baden – *comfort binge* einer Topografie.

Denn die Fahrt *runter* ist auch immer eine Fahrt zu all den vorherigen Malen, bei denen ich diesen Verlauf beobachtet habe, ein gleichzeitig nostalgisches Erinnern und gespanntes Ausmalen der kommenden Zeit *unten*.

(...)

Als ich nun so im Auto saß und an meiner Limonade nippte, atmete ich einmal tief durch, bevor wir in die erste Biegung fuhren, von der aus man das Meer sehen würde. Wenn unsere Fahrt das Abenteuer war, dann war diese Biegung die glitzernd-blaue Peripetie. Ich atmete nicht nur durch, wie ich es bereits als Kind getan hatte, um diesem Moment mehr Feierlichkeit zu verleihen, sondern auch, um die Erwartung der Ungebundenheit zu genießen, während ich an die Tage in der Stadt dachte, die wir uns diesmal vorgenommen hatten, bevor wir aufs Land weiterfahren wollten, wo dann die Holzbank, die wir von *oben* dabei hatten, aufgebaut, die Verwandten besucht, der Garten umgegraben und das Holz für den Winter vorbereitet werden sollte.

Meine Großmutter war sich im vorherigen Sommer sicher gewesen, dass sich ein Mann, der ein paar Häuser weiter die Straße runter lebte und eine Privatfehde mit ihr führte, seit sie beschlossen hatte, ihren Käse bei jemand anderem zu kaufen, an ihrem Holz bedient hatte. Wenn uns zwischendurch also einmal langweilig werden sollte, könnten wir auch noch einen Schuppen bauen, hieß es.

(...)

III // Rückkehrer

»Du könntest doch auch in Kroatien studieren«, sagte meine Großmutter vor einigen Jahren über ihre heimische Zeitung gebeugt, während ich mit meiner Mutter in ein Gespräch über die bevorstehenden Prüfungen vertieft war. Sie sagte es mit einer Beiläufigkeit, als wäre es absurd, dass ich nicht selbst lange erkannt hatte, wie groß dieses Versäumnis war. Ich weiß mittlerweile, dass diese Art von Parallelwelt-Skizze, die meine Großmutter von Zeit zu Zeit entwirft, besser unkommentiert bleibt und dass sie lediglich den Wunsch zum Ausdruck bringt, die Entfernung zwischen uns, auf welche Weise auch immer, verkürzen zu können. Zu Studienzeiten aber reagierte ich, je nach Tagesverfassung, entweder mit einer ruhigen Erklärung darüber, wieso es diesen speziellen Studiengang so an der Universität Zagreb nun mal nicht gab und weshalb ich ihm auch sprachlich nicht gewachsen wäre oder ich reagierte wie an diesem Tag, nervlich wirklich völlig ausgereizt zwischen zu viel Filterkaffee und dem dritten Anlauf, meinen Professor dazu zu bewegen Peter Handke von der für alle Seminarteilnehmenden obligatorischen Lektüreliste zu nehmen, mit genervter Stimme: »Wir haben es dir doch schon so oft erklärt. Unser Lebensmittelpunkt ist nun mal hier in Deutschland. Ich kann einfach nicht verstehen, weshalb du nicht akzeptieren willst, dass wir absolut kein Interesse daran haben, in Kroatien zu leben.« Das war nicht einmal damals gänzlich wahr, und heute wäre es schlicht gelogen. Während meines Studiums imaginierte ich immer wieder die Szenerie, einfach für einige Jahre nach Kroatien zu gehen, dort Touristenführungen in einem Museum zu geben und endlich, endlich die Sprache wirklich zu beherrschen. In diesem langen Sommer in Kroatien fragte ich mich selbst oft, weshalb es nie dazu gekommen war. Ich fiel meinem Jugend-Ich grob in den Rücken. Schon allein deshalb, weil mir ihr Tonfall nicht gefiel.

Wir passierten das Ortsschild und fuhren noch eine Weile weiter, bis auf der rechten Seite das vertraute, rostig-gelbe Ortsschild erschien und wir von der Hauptstraße – scharf rechts und bergab – in das Tal einbogen, das sich mit meiner Großmutter den Namen teilt.

Meine Großmutter war schon früh wieder an ihren Geburtsort zurückgekehrt, doch es hatte noch Jahre gedauert, bis sie sich dazu entschied, wieder dort zu leben. Auch deshalb, weil man sie bei ihrer Rückkehr nicht gerade mit offenen Armen empfangen hatte. Das kleine Dorf an der bosnischen Grenze war noch da, ihr Elternhaus nicht. Nach einigen Nachbarschaftsbesuchen, bei denen jeder kleinlaut beteuerte, nicht viel darüber zu wissen (man wollte nicht der Verräter sein, sondern lieber aus der Distanz verfolgen, wann die Bombe hochging) und einigen Telefonaten mit lange verschollenen Verwandten, erfuhr sie schließlich, dass das Haus von niemand geringerem als ihrem Bruder abgerissen worden war. Nicht, um dort neu zu bauen, nein, sondern schlicht, um die Steine zu verkaufen. Eine angeheiratete Tante hatte zudem in der Abwesenheit meiner Großmutter dafür gesorgt, dass jedes noch so kleine Gerücht, dass es über meine Familie auszuschmücken gab, auch das notwendige Lametta bekam. Sie neidete ihr nicht nur die enge Beziehung, die sie zu meinem verstorbenen Onkel gepflegt hatte, sondern auch die Möglichkeit, ein Leben geführt zu haben, das man ausschmücken konnte. Als meine Mutter sich scheiden ließ, war der Weihnachtsbaum des dörflichen Nachbarschaftsklatschs so schillernd geschmückt wie nie.

Mein Onkel gehörte zu einer anderen Gruppe Rückkehrender als meine Großmutter. Auch er hatte lange in Deutschland gelebt, dort gearbeitet und Kinder bekommen. Es hatte so weit gereicht, dass man in ein Mietshaus im Vorort ziehen konnte, doch nicht weit genug, um dort auch seine Rente würdevoll erleben zu können. Viele Rückkehrenden hatten die Felder, auf denen sie als Kinder gearbeitet hatten, verlassen, um oben zu putzen oder Pakete zu schnüren. Als Körper oder Geist nach diesen zermürbenden Arbeiten dann nicht mehr mithalten konnten – aus Sicht des deutschen Rentensystems war das oft zu früh – und sie die Mietwohnungen nicht mehr halten konnten, gingen sie wieder *runter*, vielleicht in der Hoffnung, die frühzeitige Leere wenigstens in bekannter Gesellschaft und in eigener Sprache erleben zu können. Einige von ihnen, wie mein Onkel, kamen zurück in unverputzte Häuser ohne Abwassersysteme oder Strom. Denn während alle oben gewesen waren, hatten die Häuser einen langen Winterschlaf gehalten. Und wie einige dieser Rückkehrer war er schnell krank geworden.

Meine Großmutter kehrte zwar auch zurück in das Land, in dem sie geboren wurde, aber sie hatte das große Privileg, es nicht aus finanzieller Not oder aus Angst vor der Vereinsamung tun zu müssen. Sie ging des Bodens wegen. Und auch wenn Boden und Land in national gefärbten Parolen gerne synonymisch verstanden werden und meine Großmutter sicher auch nicht frei ist von nationalistischen Werten, so war es die Liebe zur Erde, nicht zum Staat, die sie zurückzog. Es war wegen der Erde, die sie umgegraben und der Saat, die sie vor Jahrzehnten dort gesetzt hatte, wegen der verlorenen Menschen, die auf ihr gegangen waren und der Träume, die sie dort zum ersten Mal geträumt hatte, weshalb sie zurückging – nach *Kamensko*, an den »Ort der Steine«.

Das zweiteilige Seminar für
Autor*innen fand statt zwischen
Dezember 2022 und Juni 2023.
Es wurde geleitet von dem
**LEKTOR ANDREAS PASCHEDAG
(BERLIN VERLAG) UND DER
AUTORIN JULIA SCHOCH.**

Die Bayerische Akademie des Schreibens
ist eine Kooperation zwischen dem
Literaturhaus München, dem Literaturarchiv
Sulzbach-Rosenberg und dem Bayerischen
Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst

Weitere Informationen
Dr. Katrin Lange, Tel. 089-291934-23
klange@literaturhaus-muenchen.de
www.literaturhaus-muenchen.de/akademie

Stiftung Buch-, Medien- und
Literaturhaus München
Salvatorplatz 1, 80333 München
Tel. 089-29 19 34-0, Fax -19
www.literaturhaus-muenchen.de

Bayerisches Staatsministerium für
Wissenschaft und Kunst



Literaturarchiv
Sulzbach-Rosenberg e.V.



Literaturhaus
Oberpfalz



L I T E R
A T U R H
A U S M Ü
N C H E N